Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Kleine

Romane und Erzählungen.

Kleine

Romane und Erzählungen

von

A. von Sternberg.

Dritter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.

Inhaltsverzeichniss.

Anna Louise Karsch.

1.

Es war ein wunderschöner Tag des Monats Juli, als ein junger Wanderer das schlesische Gebirge besuchte. Er ging einsam, sein Stab und ein Bündel mit dem Nöthigsten, was ein Wanderer stets bei sich zu tragen pflegt, war Alles, was er mit sich führte. Es war eine jugendlich schöne schlanke Gestalt, die sich gerade jetzt in seiner Bewegung besonders günstig ausnahm. Er schritt kräftigen Ganges eine bedeutende Anhöhe heran, auf deren Gipfel er sich auszuruhen und den Sonnenaufgang, der jetzt bald erfolgen mußte, mit anzusehen hoffen konnte. Da er einsam war, Niemand ihn stören konnte, so hoffte er diesen feierlichen Anblick mit aller Muße genießen zu können; um so widriger war ihm eine Störung, die sich ganz in seiner Nähe geltend machte.

Sie bestand in dem Gewirr von ein paar Stimmen, die sich in einander flochten und mit dem Ausdruck des Scherzes und der Lust mit einander kämpften. Dieses Geräusch gab seinen Ursprung in der Nähe zu erkennen, und der junge Wanderer brauchte nur das Gitterwerk eines mäßigen Gebüsches zu durchbrechen, um den Gegenstand, der ihn hier so unpassend störte, zu erkennen. Er that dies und war nicht wenig erstaunt wegen des Anblickes, den er hier fand. Ein Paar überließ sich nämlich hier, fessellos und um keine Beschauer bekümmert, dem verliebten Kampfe, den man gewöhnlich sehr streng zu verstecken pflegt. Der junge Mann hatte Rock und Weste abgeworfen, und seine Beinkleider, die stramm ansaßen, ließen Nichts von den Theilen seines Körpers versteckt, die vollkommen gut gebaut waren und in heftiger Muskelbewegung sich befanden. Von der Frau bemerkte man nur wenig, denn sie verbarg sich hinter dem Körper ihres Siegers, doch war das, was man sah, ebenfalls geeignet, sie für eine hübsche Frau zu halten. Als die Gebüsche sich theilten und der junge Mann daraus hervortrat, schreckte das Paar zusammen und entwickelte sich langsam, indem es wieder strebte die Stellung anzunehmen, die es anfangs inne-

gehabt. Der Mann suchte nach seinem Hut, zog seinen Rock an und stand gleich darauf als ein junger, lebhafter, blühender Mann mit einem kleinen Zuge von Scham und Verdruß neben unserm Wanderer, der ihn vorwurfsvoll fragend ansah. Die beiden Männer grüßten sich und der vom Boden sich Erhebende nahm das Wort und sagte: Mein Herr, ich mache Ihnen keine Entschuldigung wegen dessen, was Sie erblickt haben, entweder paßt hier keine Entschuldigung, oder sie liegt auf der Hand für Jeden, der die Natur kennt und liebt.

Mein Herr, entgegnete der junge Reisende, noch immer mit Entrüstung, Sie sprechen von der Natur und thun so, als wäre Ihre Handlung mit den Gesetzen derselben einverstanden. Das ist aber keineswegs der Fall. Wir sind von Jugend auf gewohnt, an gewisse Forderungen und Gesetze streng zu halten, die unser Leben ordnen und mäßigen, das hat mit der Natur Nichts zu schaffen.

Diese Gesetze, erwiderte der Fremde, kenne ich ganz wohl. Sie sind die Gesetze der Convenienz, die ich nicht anerkenne. Ich bin Künstler, der Weg, den die Natur mir vorschreibt, ist mir unendlich wichtiger, als der, den die engbrüstige menschliche Gesellschaft ausfindig gemacht hat, um

ihre dürftige, kleinliche und gewissenhaft thörichte Art zu entschuldigen.

Diese Rede war dem Gebirgsreisenden so neu und setzte ihn dermaßen in Verwunderung, daß er Nichts darauf zu erwidern fähig war und einige Augenblicke in Stillschweigen verharrte. Endlich faßte er sich jedoch und sagte mit Vorwurf: Sie sind Künstler und glauben deshalb sich ohne Scheu unziemende Handlungen erlauben zu dürfen? —

Unziemend? wiederholte der Gescholtene. Wo wollen Sie dazu den Beweis liefern? Ist es unziemend, dem Schöpfer zu danken, indem wir den schönsten Akt, den er uns gab, vor seinen Augen aufführen? Oder ist die Sache selbst unziemend? Das wäre sehr übel. Wo befänden wir uns da? Kann Etwas unziemend sein, was unser Geschlecht fortpflanzt, bei dem wir Alle mit betheiligt sind, daß es auf die geeignetste Art und auf die zwangfreieste Weise geschieht? Ich wünschte Nichts so sehr, ich könnte auch den zweiten Akt, an den uns die Natur gefesselt hat, eben so mit ihrer Weihestunde verknüpfen, als ich es mit diesem gethan. Ich wünschte ebenfalls ein Leben, wenn dessen Schluß naturgemäß da ist, so verhauchen zu dürfen, wie ich hier die Schöpfung eines neuen Menschen

begonnen habe. Es müßte ein göttliches Gefühl sein, dem großen Schöpfer aller Dinge sein Geschenk, das Leben, hingeben zu können in dem Augenblick, wenn die Sonne emporsteigt und der Erde einen neuen segensreichen Tag, der den uns Ueberlebenden zu Güte kommt, bringt!

Sie stellen sich, mein Herr, mir wie eine Art Oberpriester dar?

Der bin ich auch! rief der Künstler begeistert. Hier ist meine Mitpriesterin, sagte er, zu seiner Frau gewendet. Es ist meine Frau. Wir sind übereingekommen, hier auf dieser höchsten Spitze dieses Hügels, wo uns noch Niemand gestört hat, auf diese Weise den Aufgang der Sonne zu feiern, indem wir ihr Das entgegengesetzt, was wir als das Schönste und Erhabenste unserer Existenz kennen, und wodurch wir ihren uns bereiteten Genuß erwidern, so weit wir es im Stande sind.

Auf dem Antlitz des Wanderers kämpften mancherlei Gefühle und Gesinnungen, ohne daß er Zeit fand, sich in Worten auszudrücken. In dem Falle, erwiderte er mit Lächeln, wäre es an mir, Sie um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie in Ihrem Oberpriesteramte gestört habe.

Keine Entschuldigung, erwiderte der Mann; es bedarf hier keiner. Nur eine einfache Erklä-

rung war nöthig. Ich hoffe, Sie sehen sie jetzt selbst ein. Was in dem Staube der Städte, in den dunklen heißen Kammern, wo wir unsere bürgerliche Existenz führen, Gesetz ist, kann es hier nicht mehr sein, wo wir so viel Fuß dem Himmel näher sind und die Natur uns anlächelt. Sehen, wie herrlich die Sonne sich aus ihrem Lager erhebt! Wie sie strahlt, wie sie glänzt, welch' einen Teppich von Farbe und Licht sie überall hinbreitet! O, Ernestine, was sind wir? Warum uns dieser Anblick?

Wollen wir würdig sein, indem wir bewundern und loben! rief die junge Frau, die jetzt muthvoll herzutrat und sich liebevoll an die Seite des Mannes schmiegte. Der Wanderer hatte nicht Zeit und Lust, sie vorwurfsvoll und zürnend anzuschauen, wie er anfangs beabsichtigt hatte. Der Ausdruck der beiden jugendlichen Gesichter war zu glücklich, zu sehr übereinstimmend mit dem Anblick, den die Natur eben gewährte, als daß man ein Wort des Unfriedens und der Erbitterung hätte finden können. Er fühlte sich im Gegentheil fast geneigt, die Art und Weise, wie der Künstler den Sonnenaufgang zu feiern gewohnt war, zu billigen und gutzuheißen. Er hätte es auch gethan, wenn er nicht noch einen Vorwurf dem Paare

zu machen gehabt hätte. Der überraschende Anblick, den er anfangs gewann, war nicht so schnell wieder vorübergegangen, daß er nicht einen Kopf bemerkt hätte, der einem Mädchen von zehn Jahren ungefähr angehörte, das drüben von der andern Seite über eine dicht bewachsene Hecke hervorblickte und sich sogleich wieder zurückzog, als die Gruppe beobachtet wurde. Wer war diese Zuschauerin? Wußten der frevelnde Maler und seine Frau von diesem Kinde Etwas? Und wenn sie es wußten, warum ließen sie denn ungehindert das Mädchen mit zuschauen? Diese Frage richtete der Wanderer jetzt an das Paar und erhielt folgende Antwort:

Das kleine Mädchen drüben? Ist unsere Bekannte. Sie hat uns schon oft hier gesehen; ihr ist ein solcher Anblick, wie er Sie mit Schrecken und Befremden erfüllt hat, nichts Neues mehr. Sie ist Hüterin der Heerde hier in der Gegend des Gebirges, und da hat die Natur sie schon frühzeitig mit diesem Anblick vertraut gemacht. Auch werden Sie in ihrem Gesichte keine Spur von Spott oder dem Lachen bemerkt haben, was sonst wohl Kinder beim Anblick solcher Scenen erfüllt. Sie ist darüber erhaben. Komm her, unsere kleine liebe Anna, sieh', hier ist ein fremder Herr, der

sich nach Dir erkundigt und von Dir Etwas wissen will.

Das Mädchen verließ sogleich ihren Platz und kam, von einem Paar Ziegen begleitet, zu den sprechenden Menschen und begrüßte sie mit Freimuth und ohne Furcht und Beschämung. Es war ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren, nicht hübsch, aber reinlich und ärmlich gekleidet.

Komm, Kleine, sagte der Maler, indem er sich auf einen Rasenhügel niederließ und das Mädchen zwischen seine Kniee nahm, ihr das Haar aus dem Gesichte strich und sie liebkosend betrachtete. Haben wir Dich vielleicht beleidigt, indem wir Dich mit ansehen ließen, was wir vorhin zusammen machten?

Nein, erwiderte das Mädchen mit unschuldiger Naivetät; aber es that mir leid, daß Sie auf mein Rufen und meine Zeichen nicht achteten, denn ich sah den Herrn schon von Weitem herankommen.

So? Und weshalb wolltest Du uns denn stören?

Nun, weil ich glaubte, es wäre Ihnen nicht lieb, daß ein Fremder Sie sähe, während Sie sich ungezwungen Ihrem Vergnügen überließen.

Da hast Du ganz recht, liebe Anna. Thue

das stets so; verstehst Du mich? Wenn Du Jemand kommen siehst, ruf' uns immer zu. Denn es ist etwas Anderes, was wir thun, wenn wir allein sind und Niemand uns sieht, als nur Gottes Auge, oder wenn wir umgeben von den Menschen sind, die das Alles anders ansehen und beurtheilen.

Eben deshalb wollte ich Sie warnen; aber Sie hörten und sahen Nichts.

Gewiß; in dergleichen Augenblicken sieht und hört man Nichts. Wenn Du einst groß sein wirst, wird Dir das selbst einmal klar werden.

Ich werde aber nie einen Mann nehmen, sagte die Kleine plötzlich sehr rasch und bestimmt.

So? Und weshalb nicht?

Weil ich nun weiß, wie die Männer es machen, und ich mich nicht so unterwerfen will.

Du bist ein böses, unkluges Mädchen! rief hier die Künstlerin herzutretend. Was weißt Du von dem, was wir Frauen fühlen, wenn wir so handeln, wie die Natur uns handeln lehrt?

Die Kleine schwieg und zog sich, so still vor sich hin murmelnd, wieder zurück. Der Maler rief: Sie hören nun, mein Herr, wie dieses weise und gescheidte Kind die Sache ansieht; wollen wir uns nicht von dem Kinde beschämen lassen? Wenn

wir uns entschließen, Nichts darin zu sehen, so ist auch von dem Augenblick an Nichts an der Sache. Unsere Meinung von den Dingen in der Welt wird nur durch die Ansicht bestimmt, die wir von ihnen gefaßt haben, und diese Ansicht ist Sache des Vorurtheils und des Uebereinkommens. Die Natur giebt keine bindenden Gesetze und Regeln; es ist Alles Menschenwerk.

Der junge Reisende hatte schon längst aufgehört dem Maler Etwas zu erwidern; es schien, daß er völlig seiner Ansicht war und nur eine Gelegenheit suchte, es ihm deutlich zu zeigen. Besonders fühlte er sich zu der jungen Frau, die so lieblich und doch zugleich so schamhaft den Grundsätzen ihres Mannes, die sie für die einzig richtigen hielt, folgte, hingezogen, daß er nicht verhindern konnte, ihr den Arm zu geben, als sie alle Drei den Hügel herabschritten, um sich in das Dorf zu begeben, was am Fuße des Berges in einem schönen Thale lag.

Der prachtvolle Sonnenaufgang hielt sein Versprechen; er brachte einen vollkommen schönen Tag, der um so lieblicher und prangender war, je weniger die Wanderer seine Frische und Schöne verkannten und mißachteten.

2.

Der junge Gebirgswanderer, den wir einfach Friedrich nennen wollen, weil sein voller Name hier zu umständlich wäre, machte seine Tour im Gebirge ab, um sich nach Beendigung derselben nach Berlin zu begeben, wo seine Verwandten ihn erwarteten und er eine Anstellung suchte. Die Bekanntschaft mit dem Landschaftsmaler Oswald war jetzt gemacht, und die beiden jungen Männer fanden Gefallen aneinander und tauschten ihre Grundsätze und Ansichten gegen einander aus, während sie langsam ihrem Nachtquartier zuschritten. Das Thema der Gespräche war das, was dem Menschen durch die Convention aufgedrungen war und was er, ziemlich übereilt, für die Stimme der Vernunft und des Gewissens annahm, und wodurch er veranlaßte, daß alle Genüsse, die er sich schuf, oder schaffen konnte,

verkümmert oder verleidet wurden, wo sie nicht sogar ganz aufhörten, oder sich in ihr Gegentheil verwandelten. Oswald behauptete, daß jeder einigermaßen energische Charakter gegen diesen Zwang des Vorurtheils mit allen Waffen, die ihm zu Gebote ständen, ankämpfen müsse; Friedrich behauptete, man müsse in diesem Streite gegen angeerbte und durch die Länge der Zeit heilig gewordene Vorurtheile mit Vorsicht ankämpfen und manche ganz unberührt lassen. Manches der Art ist Sitte geworden, rief er, und da ziemt es dem Einzelnen nicht wohl, dagegen anzukämpfen und sich dadurch den Hohn und Spott, ja sogar die Verfolgung seiner Nebenmenschen zuzuziehen.

In diesem Falle, sagte der Maler, besitze ich den Muth, mich mit dem Stärksten in einen Kampf einzulassen und ihn zum Eingeständniß seines Unrechts zu zwingen; wenn es nämlich gilt, mir einen Genuß unverkümmert zu lassen, den ich mir nicht anders als auf diese Weise verschaffen kann.

Darin liegt es, sagte der junge Wanderer; einen Genuß, den wir uns auf keine andere Art verschaffen können! Es giebt so viele Arten, wie

wir zu an sich unschädlichen Genüssen gelangen können!

Nicht so sehr viele, entgegnete der Maler. Die Convenienz mischt sich immer in's Spiel und weiß uns auf jede Weise zu Entbehrungen oder Schmälerungen des Genusses zu bringen. So zum Beispiel bei dem Fall, den wir heute erlebten. Gesetzt, ich folgte den Geboten des sogenannten Anstands- oder Schicklichkeits-Gefühls und hätte meine Lust unterdrückt, um kein Aergerniß zu geben, was wäre die Folge gewesen? Daß ich nicht hätte meinem Grundsatze, der Natur etwas Aehnliches zu bieten, als sie mir gab, folgen können, und ein Theil meiner Existenz wäre verloren gegangen; denn mehrere Stunden später, zu Hause angelangt, mit ermüdeten Gliedern und erschöpft, wäre es nicht dasselbe gewesen, vielleicht wäre es auch ganz unterblieben.

Die Freiheit und Schicklichkeit solcher Naturgenüsse, rief der Wanderer, wird immerdar einen Gegenstand des Streites abgeben. Der Mensch wird sich nie erlauben, hierin die kleinste Uebertretung des zur Sitte gewordenen Gesetzes zu sehen.

Und ich behaupte hierin liegt gerade der Hauptzwang des albernen Gesetzes, der Zwang, der uns in jedem freien Genuß seine Fessel anlegt,

der uns entmannt, und unsere besten Augenblicke zu nichtsnutzigen Launen und Grillen herabbringt.

Der Wanderer blickte bei diesen Worten den Maler fragend und mit Vorwurf an. In der That, rief er, geben Sie der Freilassung der Sinnenwelt ein so großes Gewicht? Das hätte ich nicht vorausgesetzt.

Warum? Weil Sie es nirgends sehen? Aber es giebt auch Viele, die eben so wie ich denken, aber nicht so handeln, denn sie fühlen sich gefesselt.

Und mit Recht! Was würde aus unserer Welt und namentlich aus unserer Gesellschaft, wenn sie Allen erlaubte, was Sie sich erlaubt haben?

Das wollen wir untersuchen, ehe wir absprechen.

Ich behaupte, daß dann die Scheinheiligkeit und Heuchelei ein Ende hätten und die Wahrheit und Einfachheit in ihre Stelle träten.

Das nennen Sie Wahrheit und Einfachheit, sich zügellos betragen, öffentlich Aergerniß geben?

Ich will diesen einen Fall bei Seite lassen; es giebt noch mehrere, wo ich es deutlich zu machen glaube, daß die Sucht, schön und anständig sich zu betragen, Ursache ist, daß wir unwahr und lügenhaft in unseren Werken wie in unseren Urtheilen

sind. Ich nehme meine Kunst. Da ist so Vieles Convenienz und steht nur da, weil der Künstler das Wahre, das er in seiner Seele fand, nicht zu geben wagte, weil es dagegen verstieß, was man so gewöhnlich sah und woran die Menschen sich gewöhnt hatten. So zum Beispiel die Natur so zu geben, wie ich sie sehe, ist gegen den Gebrauch und wird getadelt. Male ich das Laub grün, die hellen, in der Sonne glänzenden Felder so bunt, wie sie mir erscheinen, und setze ich aus diesen Farben, die ich sehe, die Landschaft zusammen, so wird man sogleich schreien, das ist ohne Kunst gemalt. Man muß in der Malerei abstufen, schwächen, zusammenstellen, nur daß die Wirkung hervorkomme. Ich thue das nicht; ich male so, wie ich's sehe, und gehe in der Färbung so weit, als nur ein Farbekasten es gestattet.

Dann werden Sie aber bald auf unauflösliche Probleme kommen.

Ich suche mir zu helfen, wie ich weiß und kann. Immer aber bleibe ich der Natur treu. Wenn die Kenner meine Bilder tadeln, so erwidere ich ihnen darauf, daß ich gemalt habe, wie ich es sehe; daß es nicht so geworden ist wie die Natur, dafür kann ich Nichts, da sind die unvollkommenen Mittel daran Schuld. Hier und da,

bin ich fest überzeugt, wird mir doch Etwas gelingen, wo die Künstler darüber erstaunen werden und nicht begreifen, wie ich dazu gekommen bin. Das ist dann mein Triumph.

Sie sind demnach ein erklärter Feind des „Schönen," weil Sie es für ein Produkt der Convenienz halten?

So ist es. Ich habe mich vor Nichts so in Acht zu nehmen, als das Schöne, was man nämlich so nennt, in meine Werke überzutragen, indem ich dabei überzeugt bin, ich schaffe nicht, was die Natur mir an die Hand giebt, sondern einen Gemeinplatz, den Tausende von Künstlern vor mir sich ausgesonnen und dazu geschaffen haben, um Das hervorzubringen, was sie hervorbringen wollten. Auf diese Weise entstehen die schlechten Künstler. Einer schreibt von dem Andern immer ab, und das anfänglich schöne Motiv wird zu einer Schönheits-Carricatur, zu einem Schönheits-Gemeinplatz. Darum will ich lieber abnorm als banal sein.

Dies ist aber ein Vorwurf, den Sie allen schönen Künsten machen.

Wie allen Produktionen des menschlichen Geistes. Es ist immer dieselbe Scheu und Zaghaftigkeit, über eine gewisse Grenze hinauszugehen, einmal Etwas zu geben, was sich rein und be-

wußt in unserm Innern spiegelt, was aber die Gesetze der Gesellschaft, die auch die der Kunst sind, nicht zugeben, sondern für eine Uebertreibung, schlimmsten Falls für etwas Unsittliches, Unerlaubtes erklären. Wenn mir aber die Wahl bleibt, entweder etwas Unerlaubtes, Ungeziemendes, oder etwas, durch lange Gewöhnung und durch langes gegenseitig von einander Abschreiben zum Gemeinplatz Gewordenes zu wählen, so werde ich unbedingt mich zu dem Ersteren bekennen, wenn ich mir auch dadurch den Ruf eines Sonderlings zuziehe.

In dem Falle bin ich neugierig, Ihre Landschaften zu betrachten, rief der junge Gebirgsgänger hier lebhaft aus, und der Maler lud ihn freundlich ein, sein Atelier in Augenschein zu nehmen. Die jungen Männer wurden bei der Betrachtung der Bilder noch befreundeter, und Oswald erfreute sich an den Urtheilen und den Grundsätzen seines jüngern Freundes.

Als sie davon abbrachen, fügte der Wanderer noch die Frage zu: Nur eine Auskunft noch, wenn ich bitten darf. Kennen Sie jenes junge Mädchen genauer, das wir vorhin sprachen? Wissen Sie Etwas von ihrem Schicksal und wer ihre Eltern sind?

Die Eltern, erwiderte der seltsame Künstler.

kenne ich wohl, der Vater ist ein Schenkwirth, der Dürbach heißt, die Mutter ist eine ehrliche Frau. Beide verdienen ihr Brod kümmerlich. Wir, ich und meine Frau, lernten die Kleine bei ihrem Berufe kennen, und die aufgeweckten, gescheidten Antworten, die wir von ihr hörten, zogen sogleich unsere Aufmerksamkeit auf sie hin, und wir ließen uns hier und da in ein Gespräch mit ihr ein. Das Mädchen hat Verstand; es wäre wünschenswerth, daß sie ihn ausbildete.

Der Meinung bin ich auch, rief der Wanderer. Das Mädchen ist nicht gemacht, stets das Vieh zu hüten; ich werde sehen, Etwas für sie zu thun.

Mit diesem Entschluß erklärte sich das Künstlerpaar einverstanden. Beide gaben die Wohnung des Vaters des Mädchens an und nahmen dafür das Versprechen entgegen, daß sie erfahren sollten, was mit ihr geschehen werde. Man blieb noch zusammen, da in den heißen Stunden des Tages doch für den Künstler Nichts zu thun war; gegen Abend begaben sich die beiden jungen Männer wieder auf die Wanderung, und die Frau blieb zu Hause, um ein frugales Abendessen zu bereiten.

3.

Der nächste Ausflug, den der Wanderer machte, war, nach der Wohnung des Schenkwirths Dürbach zu fragen. Es war im Dorfe das letzte Haus; eine kleine elende Schenke, für Handwerksburschen eingerichtet, in der man Bier erhielt, das der Schenkwirth selbst gebraut hatte. Als der Wanderer hier nach seiner jungen Empfohlenen fragte, bekam er zur Antwort, sie wohne nicht mehr bei ihren Eltern, sondern bei dem Amtmann des Dorfes, der ein studirter Mann sei und sie zu sich genommen habe, um ihr allerlei Kenntnisse beizubringen.

Dieser Aufenthalt des Kindes, sagte die Mutter, ist mir nicht gelegen und nicht genehm. Das Kind lernt dort bei dem gelehrten Alten Allerlei, was sie später nicht allein nicht brauchen kann, sondern was sie auf Abwege bringen wird. Ich

weiß das aus meinem eigenen Leben. Ich war Kammerjungfer bei einem Fräulein, das mich singen und auch sogar tanzen lehrte; wozu half mir das? Mein Mann sagte: Mein Kind, durch Tanzen wird keine Wirthschaft in Ordnung gebracht. Ich mußte mich fügen und lernte die Wirthschaft; die schönen Künste halfen mir Nichts. So wird es auch meiner Tochter gehen; kaum daß mein Mann es möglich gemacht hat, sie nach wie vor noch auf die Weide zu schicken, wo sie das Vieh hüten muß, also nicht immer bei den Büchern sitzen kann.

Ich möchte gern den Herrn Amtmann sprechen, sagte der junge Mann. Man zeigte ihm, wo das Haus desselben läge, und der Wanderer machte sich gleich auf den Weg, es aufzusuchen. Er fand den bezeichneten Mann, einen funfzigjährigen rüstigen Beamten, der Etwas in seiner Kleidung vom Schulmeister an sich hatte, bei seinen Büchern, und neben ihm saß die Kleine, ebenfalls bei einem Buche. Sie erkannte sogleich den Fremden, den sie schon gesehen hatte, und ging freundlich auf ihn zu. Er begrüßte sie und fragte sie, wie es ihr gehe. Gut, lieber Herr, erwiderte sie, indem sie dem Manne ihre Hand ließ, die sie ihm zum Gruße gereicht hatte. Er setzte sich jetzt an

den Tisch, und es begann ein Gespräch mit dem gelehrten Amtmann, aus dem er gleich sehen konnte, wie die Erziehung des Mädchens geleitet wurde. Ich bin eben dabei, sagte der würdige Alte, meinem lieben Kinde den Cornelius Nepos zu übersetzen zu geben. Ach, einst hatte ich einen Sohn; er war von dem Alter der Kleinen; er sollte dieselben Studien unter meiner Leitung machen; da nahm ihn mir das Schicksal. Aber ich zürne ihm nicht; statt des Sohnes gab es mir diese Tochter, die gerade so viel Verstand hat, um meine Mühe reichlich zu vergelten, und die ich noch weit zu bringen hoffen darf.

Diese Worte brachten den Wanderer sogleich auf den Gegenstand seines Kommens. Lieber Mann, sagte er, ich weiß nicht, ob Sie recht haben, dem Bauermädchen Latein beizubringen.

Wenn es ein gewöhnliches Bauermädchen wäre, sagte der Mann, könnten Sie recht haben; aber meine Anna ist mehr als das; meine Anna versteht mich und weiß, was ich will und was sie soll. Bei ihr ist das Latein gut angebracht. Sie schreibt schon ganz hübsche deutsche Briefe und macht Aufsätze, die mich in Erstaunen setzen. Die Eltern wollen das freilich nicht; sie sind redliche Bauern, und fürchten, das Kind über ihren

Stand, gelehrt und gebildet zurückzuerhalten. Freilich ist das ein Vorurtheil; darüber muß man sich hinwegsetzen.

Dennoch, lieber Herr, werden Sie aus ihr nie einen Jungen machen, rief der Wanderer.

Ich weiß nicht, ob es mir nicht gelingt, sie so weit nur zubilden, daß sie in die Schule aufgenommen wird. Der Lehrer hat mir das Wort gegeben, ihr Geschlecht sorgsam zu verheimlichen. Es könnte uns gelingen, aus dem Mädchen einen gelehrten Mann zu bilden, zumal da sie nicht besonders hübsch ist, und als Mädchen doch kein Glück machen würde.

Das Mädchen hörte diese Worte mit großem Interesse. Ach ja, lieber Großvater, ein Junge möchte ich sein; es ist das Erste und Beste, was ich mir ausdenken kann. Lehre mich, ein Mann sein, und ich werde Dir ewig danken.

Der Amtmann lächelte, als er das Mädchen in diesem Tone sprechen hörte. Gieb Dich zufrieden, sagte er; wir wollen sehen, was sich machen läßt.

Der junge Friedrich erwiderte mit großem Ernst: Mit diesem Erziehungsexperiment bin ich nicht einverstanden. Man muß das Mädchen bilden, aber kein Monstrum aus ihr machen. Sie sind auf falschem Wege, Herr Amtmann.

Es mag sein, erwiderte der Mann lächelnd; doch will ich so weit gehen, als ich irgend kann. Soll es dann nicht sein, und die Natur, die sie zum Weibe schuf, bricht sich Bahn, dann bin ich auch mit ihr einverstanden, und ziehe sie zum Weibe.

Dann wird es aber vielleicht zu spät sein! entgegnete Friedrich.

Was wollen Sie denn eigentlich? fragte hier der Amtmann.

Das Mädchen nach Berlin nehmen, war die Antwort, sie dort in ein Erziehungsinstitut geben, und selbst über ihre Fortschritte wachen. Ich habe einiges Vermögen, wie nicht minder einflußreiche Verwandte; ich kann was für die Kleine thun.

Willst Du mit dem Herrn gehen? fragte der Amtmann das Mädchen, indem er sie forschend ansah.

Nein, ich will nicht, erwiderte sie. Er will mich von Dir fortnehmen, und das duld' ich nicht. Ich will einzig nur bei Dir sein und hier bleiben.

Das Kind umfaßte bei diesen Worten den alten Mann und drückte sich zärtlich an ihn. Der Alte wurde gerührt und zeigte dies dem Jüngling. Was kann man gegen eine solche Liebe machen?

erwiderte er. Sie ist schon ganz mit mir einverstanden; darum wird es gut sein, Sie lassen sie bei mir. Hier hat sie kein gelehrtes Erziehungsinstitut, aber sie hat einen alten Vater, der zärtlich für sie sorgt, und sieht, daß sie das lernt, was er selbst für zweckmäßig und gut hält. Komm meine Kleine, wir bleiben beisammen.

Großvater und Enkelin umfingen sich zärtlich, und Friedrich mußte seinen Plan aufgeben. Er trennte sich nur ungern von dem Lehrer und seiner Schülerin. Er ging wieder zu den Eltern und sagte ihnen, was mit dem Großvater und seiner Enkelin geschehen sei. Die Mutter rief: „Wie, Latein lehrt er das Mädchen? Das ist unerhört, und muß sogleich aufhören. Was, zum Kuckuk, wird denn aus dem Kinde? Eine gelehrte Bäuerin, welch' ein Unsinn! Ich werde zu ihm gehen und ihm sagen, daß er sie mir wieder herausgiebt. Sie soll wieder hierher, das ist das Beste. Mein Mann ist unglücklicherweise krank und zu Nichts nutz, da muß ich Alles im Hause thun und leiten. Gut, daß ich von dem Unfug zeitig Etwas erfahren habe; jetzt läßt sich noch Alles anders einrichten. Friedrich theilte ihr seinen Plan wegen Berlin und der dortigen Erziehung mit; doch die Schenkwirthe wollte Nichts davon wissen. Das ist Alles Nichts,

meinte sie; mein Kind soll eine gute, tüchtige Bäuerin werden, und da weiß ich alle die Mittel und Wege dazu.

Das Mädchen wurde hierauf von dem Großvater fortgenommen, und sie war nun wieder zu Hause und bei ihrer Heerde, wo sie jetzt fleißiger als je diente. Friedrich sah sie bei ihren Ziegen und Schafen, und sprach mit ihr. Sie zürnte, daß er sie von dem lieben Alten fortgebracht hatte, doch war sie ihm dann wieder gut, als er nicht darauf bestand, sie sollte das Dorf ganz verlassen. Hier bin ich glücklich; in der großen Stadt werde ich es nicht sein. Hier kann ich doch hin und wieder meinen studirten Amtmann sehen, und auch Herrn Oswald sehe ich; das Alles kann ich in der Stadt nicht. Friedrich mußte ihr Recht geben, und verließ kopfschüttelnd das seltsame Mädchen, um zurückzukehren zu den Seinigen.

4.

Der Lebenslauf der kleinen Durbach ward jetzt ein sehr einförmiger. Täglich mußte sie sich auf dem Felde einen Weideplatz für ihr Vieh aussuchen und durfte dasselbe nicht verlassen. Ihr zum Troste befand sich ein junger Schäfer ebenfalls auf dem Theil des Weideplatzes, den sie inne hielt. Es war dies kein poetisch schöner Jüngling, sondern ein verwachsener, mißgestalteter Junge, der einen langen blauen Strumpf strickte und hin und wieder dabei ein Buch las, das er sich mitbrachte. Anna gesellte sich alsbald zu ihm und die Zeit verging Beiden sehr schnell bei der Lektüre ihrer Bücher. Es waren die alten Zauberbücher, die das gemeine Volk noch jetzt liest, die schöne Melusine, die Insel Felsenburg und der hörnerne Siegfried. Jacob, dies war der Name des Schäfers, wußte von jeder Geschichte die besondere Deutung

beizubringen, und Anna gab die goldene Fabel des Ganzen und brachte sie in Verbindung mit anderen gelehrten Büchern, die sie bei dem Groß-vater kennen gelernt. Anna war viel aufgeweckter und gescheidter als Jacob, sie kannte das Leben schon und hatte bereits einen Theil desselben kennen gelernt. Oft sprach sie darüber mit ihrem Mit-schäfer und lichtete dessen Ansichten.

Jacob, sagte sie ihm einst, Du mußt diese Sachen, die wir da lesen, nicht für wirklich halten. Ein solches Weib, wie diese zauberhafte Melusine, hat es nie gegeben und wird es nie geben.

Wer hat Dir das gesagt? fragte Jacob.

Ich hab' es mir selbst gesagt, erwiderte sie. Etwas vollkommen Unnatürliches giebt es in der Welt nicht. So ist dieses Weib, das halb Mensch halb Fisch ist, unnatürlich.

Wer kann das behaupten? Wer hat Alles gesehen, was es in der Natur giebt? Vielleicht ist auch ein solches Geschöpf darunter und hat gelebt zu einer Zeit, wo manches Wunderbare sich zutrug, von dem wir jetzt keine Spur mehr sehen. Erinnere Dich, Anna, an die seltsamen Sachen, die in der Bibel stehen, und Du wirst eingestehen, daß es stets sonderbare Erscheinungen, die wir

durch Nichts erklären können, gab, und warum nicht annehmen, daß dieses eben eine solche ist?

Mit den Erscheinungen der Bibel ist es eine andere Sache, bemerkte Anna.

Warum das? Ist sie nicht auch ein Buch, was viel gelesen wird und wo die sonderbarsten Dinge wie geheimnißvolle Sätze zu unserer Belehrung und Forschung dastehen?

Jacob, Du bist ein Träumer. Nächstens wirst Du ausgehen, ein bezaubertes Fräulein zu suchen, oder Du machst Dir selbst weiß, Du seiest irgend ein bezauberter Prinz.

Nein, Anna, das werde ich nie. Ich will kein seltsames Fräulein aufsuchen, denn ich bin mit Dir zufrieden, und ein Prinz will ich nicht sein, denn alsdann könntest Du mich nicht lieb haben.

Hab' ich Dich denn lieb? rief Anna, böse und zornig werdend. Ich liebe keinen Mann der Erde, denn ich bin selbst ein Mann.

Du ein Mann? rief der Schäfer und ließ vor Verwunderung seinen Strumpf in den Schooß sinken. Ei sag' doch, wie kommt es denn, daß Du immer in dem Rocke eines Weibes einhergehst?

Weil die Bezauberung noch anhält, erwiderte sie. Ich bin noch nicht hindurchgedrungen zur

Mannheit. Doch es wird kommen, wird gewiß kommen.

Sag' es mir, wenn Du es kommen fühlst; ich möchte dabei sein, wenn die Verwandlung vor sich geht. So Etwas hab ich noch nicht gesehen. Hat Herr Oswald Dich dazu gemacht?

Anna schüttelte das Haupt. Herr Oswald, erwiderte sie, versteht das nicht. Er versteht überhaupt Nichts und hat mich gänzlich verlassen.

Und er war doch einst Dein Held, Dein Retter! Du sprachst nur von ihm.

Er ist ein Tyrann; ich mag Nichts von ihm hören. Der Großvater ist der Mann, der allein helfen kann. Er lehrt mich das Latein und wenn ich Latein kann, dann bin ich ein Mann.

Ach, rief der Schäfer höhnend: also darauf bezieht sich Deine Umwandlung?

Darauf, erwiderte Anna.

Dann ist es ein sehr schlechter Grund. Alsdann kannst Du mich immer lieben und heirathen.

Sprich mir nicht davon, rief die junge Schäferin, oder ich werde Dir auf immer böse.

Du wirst mir nicht böse, Annchen! Du wirst es nicht. Er schloß sie mit diesen Worten in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Wangen.

Hinweg! schrie Anna, fort von mir! Was willst Du thun? Bist Du auch ein zweiter Oswald?

Warum das? fragte Jacob. Was hat denn Oswald gethan?

Das Allergrausamste, er hat sein Weib besiegt, vor meinen Augen.

Er hat ganz recht gethan und ich will es ihm nachmachen.

Zurück, oder es ist Dein Tod! Sie hielt die Hand, die der Schäfer schon gegen sie ausgestreckt hatte, mit Gewalt zurück.

Bist Du nicht ein albernes Mädchen, rief der Schäfer. So thöricht sah ich noch Keine. Wenn Du Dich mir nicht ergiebst, so werde ich es Deinen Eltern sagen.

Sag' es ihnen, meinethalben! Ich will Nichts gemein haben mit den gewöhnlichen Weibern auf der Erde. Ich werde Latein lesen und sprechen, und werde deshalb ein Mann sein.

Jacob wandte sich bei diesen Worten verächtlich bei Seite. Eine Närrin wirst Du sein, verlaß Dich darauf. Der gelehrte Amtmann hat Dir den Kopf verrückt. Das kommt von dem übertriebenen Lernen und Lesen.

Diese Streitfragen erfuhren die Eltern wieder

und die Mutter bekümmerte sich darum, aber sie hatte nicht Zeit, ihrer Tochter Erziehung zu vollenden. Der alte Mann wurde immer kränklicher und starb zuletzt an der Krankheit, die er sich durch sein vieles Biertrinken zugezogen hatte. Die Mutter heirathete einen zweiten Mann und bekam bald darauf ein Kind, bei dem sie die Tochter als Wärterin anstellte. Sie wurde Amme und Kindermagd. Sie hütete ihren kleinen Stiefbruder, so gut sie es verstand. Die Mutter hatte aber noch einen andern Plan mit ihr. Es wurde gefunden, daß sie auf dem Felde und im Umgange mit dem Hirten zu sehr verwilderte; man beschloß sie zu einer weiblichen Arbeit zu erziehen. In der Mühle im Dorfe lebte eine junge Frau, der man große Geschicklichkeit im Nähen zumuthete; zu ihr wurde Anna gegeben und ihr die Weisung ertheilt, den Unterricht der Frau Müllerin gut zu nutzen.

Dies war nicht leicht für ein Mädchen wie Anna, die bis jetzt immer gethan hatte, was sie wollte und was ihr gut behagte. Sie saß in der Mühle, aber ihr Geist war nach wie vor draußen auf dem Felde, und ihr Umgang mit Jacob wurde deshalb nicht abgebrochen. Jacob kam in die Mühle und setzte seine Bewerbungen um die

Spröde ungehindert fort. Er fand bald einen Nebenbuhler. Die Müllerin hatte einen Geliebten, einen jungen Dragoner, der sie öfters zu besuchen kam und Anna bei ihr fand. Der Dragoner war ein hübscher Junge, ungleich hübscher als Jacob, und seine Bestrebungen hatten deshalb auch mehr Erfolg, als des Schäfers Mühe, die er sich gab. Anna spielte gegen den Dragoner nicht die Spröde; doch machte sie die Eifersucht der Müllerin rege, und es gab verdrießliche Auftritte, die sich endlich damit endigten, daß die Müllerin das junge Mädchen von sich entfernte. So kam Anna denn wieder zu ihren Eltern zurück. Sie war jetzt funfzehn Jahre alt; es war Zeit, daß für ihr Schicksal gesorgt wurde. Sie wurde für's Erste zu einem Prediger gethan, der sie zur Confirmation vorbereitete; damit war für ein Landmädchen das Signal gegeben, daß sie jetzt an ihren eigenen Hausstand und an das Heirathen denken könne. Ein Tuchhändler aus Schwiebus, Namens Hirsekorn, nahte sich ihr als Freier. Die Mutter ergriff die Gelegenheit, und machte ihr bekannt, daß sie bestimmt sei zu heirathen, und daß sie daher den Herrn Hirsekorn, der ein Tuchhändler sei und sein gutes Brod habe, heirathen müsse. Diese harte Rede der Mutter war dem armen Mädchen, das

noch immer im Stillen darauf hoffte, daß sie als Knabe aufwachsen und ihr Glück machen werde, sehr überraschend. Sie weinte bittere Thränen über das Scheitern ihres Lieblingsplans. Sie wollte Allerlei unternehmen, blos um der beabsichtigten Heirath zu entgehen. Sie schrieb an ihren ehemaligen Freund nach Berlin und beschwor ihn, daß er sie retten solle. Sie lief im Dorfe umher wie eine Wahnsinnige und bat alle Leute, daß sie dieselbe vor der Heirath schützen möchten. Dennoch kam die Parthie zu Stande. Der Bräutigam beschenkte seine Auserwählte mit einem selbstgefertigten Tuchleibchen. Anna erröthete; sie konnte ihm nicht danken, sie war ihm gänzlich fremd. Je mehr er zärtliche Versuche machte, desto ferner stand sie ihm, und zuletzt ging sie so weit, ihm jede Annäherung zu verbieten. Das war zu stark. Der Bräutigam wunderte sich über den Charakter seiner Braut und führte über sie Klage bei der Mutter. Diese zürnte und Anna wurde schlecht behandelt.

Endlich kam eine Antwort aus Berlin an. Friedrich schrieb seiner jungen Anempfohlenen und meldete ihr, daß er bereit sei, sie zu empfangen, sie möge nur zu ihm kommen; er wohne bei seiner Tante, der Generalin v. Schmettau, die sich

freuen werde, sie zu sehen, und sie bei sich wohnen lassen werde. Als dieser Brief bei den Leuten im Dorfe bekannt wurde, entstand eine allgemeine Empörung darüber. Wo sollte das arme Mädchen hin? fragte man. Nach Berlin? Welch' ein Unsinn! Was sollte sie in Berlin machen? Hier bleiben sollte sie; hier war ihre Bestimmung. Nirgend anderswo. Sie mußte sich fügen, und schrieb unter Thränen ihrem Freunde ab, indem sie zugleich ihre Verheirathung ihm meldete.

Diese Heirath war eine unglückliche. Hirsekorn war ein roher Mann, der seine junge Frau auf alle mögliche Weise quälte. Er fand sie ungehorsam und nicht seinem Willen gehorchend; er brachte sie zum Gehorsam, indem er ihr Strafen auflegte, die den Stolz der Frau beleidigten und sie dazu brachten, nur immer mehr seinem Willen zu widerstreben. Die Folge hiervon war häuslicher Zank, der immer heftiger wurde, je länger gegen ihn von der Frau wie von dem Manne gekämpft wurde. Eine Niederkunft Anna's verschlimmerte nur die Sache. Sie war dadurch an das Haus gefesselt und konnte ihrem Tyrannen nicht entschlüpfen. Der Mann verbot ihr das Lesen, er verbot ihr auch das Weinen, weil das ihre Physiognomie häßlich machte. Anna schrieb heimlich

und sie weinte auch heimlich. Er nahm ihr Feder, Papier und Dinte weg; sie kritzelte mit ihrer Haarnadel Verse auf einen Zinnteller.

Meister Hirsekorn gab endlich seiner Frau so deutlich zu verstehen, daß er sie los sein wollte, daß sie vor ihm flüchtete; aber Niemand nahm die Unglückliche bei sich auf. Eine Frau, die sich von ihrem Manne getrennt, war ein Gegenstand des Schreckens für alle anderen Weiber; selbst ihre Mutter wagte es nicht, sie bei sich aufzunehmen. Ein paar Charakter- und Sittenzüge aus jenen Tagen mögen hier eingeschaltet sein. Vor dem Rathhause zu Glogau, wo ihre Scheidungsangelegenheit betrieben wurde, langte sie einst allein an, und sah sich in dem trostlosen Zustande, den die Qual ihrer Ereignisse und Auftritte ihr bereitet, unfähig, die Rathhaustreppe zu ersteigen. Sie lehnte an einem Steinpfeiler und weinte. Ein junger Soldat, der Wachposten vor dem Hause hielt, sah sie, betrachtete die innig Trauernde, holte aus seiner Westentasche ein Stück Kreide hervor und schrieb mit dieser Folgendes an die Wand seines Schilderhäuschens: „Geduld, Vernunft und Zeit, das sind gar schöne Sachen, die, was unmöglich scheint, doch möglich können machen.“ Still, ohne ein Wort zu sprechen, ging er darauf

seinen Gang weiter. Die Unglückliche las den Spruch und dankte ihm; sie stieg jetzt kräftig die Treppe hinauf und fand den Muth, sich einem Verhör zu unterwerfen, das zugleich ihr Schamgefühl und ihren Rechtlichkeitssinn auf gleiche Weise beleidigte. Man ging mit Bäuerinnen nicht zart um. Anna begriff nicht, wie ein Weib sich noch vertheidigen könne gegen den Mann, sie fand es so natürlich, daß er in Allem Recht hatte und es auch behielt, daß es ihr nicht in den Sinn kam, in ihrer Sache einen Anwalt zu wählen. und sie sich ruhig verstoßen ließ, dem Räuber ihrer Ruhe, ihres Glückes noch das Wenige hingebend, das sie als ihr Mitgebrachtes allerdings hätte beanspruchen können. Sie floh wie Hagar in die Wüste, erschreckt, gedemüthigt, die Hand, die sie verstieß, noch küssend.

In einer Schenke findet sie endlich nach langem Umherwandern ein nothdürftiges Unterkommen. Als ihr gestattet wird, das Bett zu verlassen, schleppt sie sich in Lumpen, die ihre einzige Bekleidung ausmachen, in die benachbarten Dörfer, und da, wo es irgend Etwas zu verdienen giebt, sei es eine Hochzeit, eine Kindtaufe, oder ein Leichenbegängniß, erscheint sie und bringt ihre Poesie an den Mann; wofür man ihr Speise und Trank

giebt. Während dieser irren Laufbahn, ihres Zuges auf den Dörfern, lernt sie den Schneidermeister Karsch kennen. Er zieht umher wie sie, handelt mit alten Kleidern und fertigt neue. Anna liebt den Karsch nicht, allein sie heirathet ihn, da er es ist, der sie aus der Schmach rettet, in die sie verfallen, der sie wieder zu einer ehrlichen Frau machen will. Noch einmal geht die unglückliche Dichterin vor den Altar, nochmals knüpft sie ein Bündniß, das ihr Unehre und Schmach bringt. Karsch war ein Säufer, dabei ein höchst mittelmäßiger Schneider, er gewann nur wenig und das Wenige verschwendete er in der Schenke. Die Dürftigkeit, in die jetzt unsere arme Dichterin versank, ist wahrhaft rührend: sie hatte Nichts, um ihren Hunger und Durst zu stillen; dazu kam ein neues Wochenbett. Noth, Kummer, Verzweiflung nach allen Seiten hin. In der Kirche erschien sie nur am frühen Morgen und stellte sich hier hinter einem Pfeiler am Altar, weil ihre Kleidung zu dürftig war, als daß sie sich hätte sehen lassen können. Die Predigt, die sie mit Aufmerksamkeit anhörte, setzte sie zu Hause in Verse. Eine solche Bearbeitung überreichte sie einst dem Pfarrer, der sie las und sie lobte und sogar aufmunterte. Dadurch wurde sie

als Dichterin bekannt. Im Jahre 1755 geht sie mit ihrem Mann und drei Kindern nach Groß-Glogau, und hier sammelt sie endlich einige reiche und vornehme Gönner um sich her. Hier in diesem Kreise lernte sie sich fühlen, und der Hochmuth der Poesie berührte zum ersten Male ihr Herz.

Die jungen Offiziere der Glogauer Garnison bestellten sich bei der poetischen Schneidersfrau Gedichte auf ihre Schöne. Anna dichtete in frivolem Genre. Die Offiziere kamen zu ihr, ihr die Stoffe aus der Mythologie zu erzählen, die sie nachher in Verse brachte; man kann sich denken, wie dies geschah. Anna brachte hier Erzählungen zu Tage, wie sie sich nie geträumt hatte, sie machen zu können; aber gerade das Ungehörige und Unpassende dieser Geschichten machte damals Glück. Der Schneider saß in der Schenke und wartete auf das Honorar seiner Frau, zu deren Produktionen er lachte, weil er sie nicht verstand; sie schienen ihm jedoch geeignet, Glück zu machen, und deshalb begeisterte er sie, darin fortzufahren. Doch die Dichterin, die ihr Glück sicher und stolz gemacht hatte, wollte nicht mehr, wie das erste Mal das Opfer ihrer Beschränkung sein, sie machte ihrem Mann Vorwürfe, sie sprach zuerst von Trennung. Ihr Ruhm war bis Berlin und

zum Ohre ihres anfänglichen Beschützers und ersten Freundes gedrungen. Der Baron von Schmettau kam jetzt und entführte seinen Schützling nach Berlin. Nun war sie in dem Sitz der literarischen Berühmtheiten: Ramler, Gleim, Sulzer, Hagedorn, Mendelssohn, Lessing umgaben sie.

5.

Sie war jetzt die deutsche Sappho. Ramler nahm sich ihrer an und veränderte und verdarb ihre Poesien, die er nach antikem Maße zusammenschnitt und platt und geschmacklos machte. Sie lernte jetzt Friedrich, den siegreichen Preußenkönig, kennen und dessen Thaten begeisterten sie. Der plötzliche Tod ihres Gönners und ersten Freundes, des Barons von Schmettau, brachte sie um die schöne Wohnung und nahm ihr zugleich den guten Mittagstisch, den sie bis jetzt gehabt hatte. Sie zog mit ihrem Stiefbruder in ein Mansardenstübchen und hatte es jetzt wieder recht kümmerlich. Etwa in den Jahren 1761 und 1762 kam sie zum Besuch nach Halberstadt und lernte hier Gleim persönlich kennen, der sich ihrer getreulich annahm. Gleim paßte mit dieser Sappho vortrefflich zusammen. Beide beteten ihren Schutzgeist,

den großen Friedrich an, Beide machten auf ihn Gedichte, Beide hatten poetische Zunamen: Sappho hieß die Karschin, Gleim nannte sich Anacreon. Er nimmt ihr Bild auf in seinen Dichtertempel und correspondirt mit ihr, ja noch mehr, er veranstaltet eine Subscription zu ihrem Besten und giebt einige ihrer Poesien heraus, die ihr auch Etwas eintragen. So scheint es, wird ihr Schicksal immer besser und erträglicher. Sie ist nun die bekannte Dichterin, und sie protegirt jetzt in ihrer Art solche, die sich an sie wenden. Unter diesen ist eines Tages auch der bekannte Maler, Herr Oswald, der nach Berlin kommt und mit Freuden von dem Schicksal des einst gekannten Schäfermädchens hört, die er nun aufsucht. Die Karschin ist entzückt, den Maler zu sehen, fühlt aber, daß dessen maßlose Umgangsweise ihr schaden könne. Sie zeigt sich für seine Bilder, davon er mehrere mitbringt, empfänglich, weiß aber sonst nicht, wie sie ihm helfen kann. Der General Schmettau, der Vater seines einstigen Freundes, ist allein ihr Rath und ihre Hülfe; an ihn wendet sie sich und erhält wirklich von dem würdigen Greis eine Summe geschenkt, die sie Oswald einhändigt. Zugleich sagt sie ihm in einem poetischen Briefe: daß die Zeiten vorbei

seien, wo man ungescheut der Natur huldigte und daß es heiße, sich Zwang anthun, um den Leuten zu gefallen. Oswald glaubt ihr nicht und fängt in Berlin an liederlich zu leben, Geld auszugeben und seine arme Frau unglücklich zu machen. Die Dichterin faßt jede mögliche Gelegenheit auf, ihn zu warnen, Alles ist vergeblich. Ich folge der Natur! ist das Einzige, was er ihr erwidert. Um diese Zeit war es, wo die Dichterin sich mit dem König Friedrich bekannt machte, der sie zu sich nach Sanssouci kommen ließ. Sie beschreibt selbst diese Zusammenkunft. Das Gedicht lautet:

Freund, wenn mir vor dem Schritt zum Leben
Nicht von der gütigen Natur
Schon ein Befehl zur Demuth ward gegeben,
Dann würd' ich, kleine Creatur,
Mit innerm Stolz mich hoch erheben
Und Dir erzählen, daß in Friedrich's Marmorsaal
Mein faltig Antlitz sich bespiegelt,
Und aus der Brust das Herz beflügelt
Auf meine Lippe trat, und meiner Worte Wahl
Und den Accent geregelt hätte,
Indem der König mit mir redte,
Der größ're Redekunst besitzt
Als Mark Anton, der vor dem Volke
Des Cäsar's Mörder bald verklaget, bald beschützt.
Er kam und über ihm, in gold'ner Wolke,
Sah ich den schwebenden Apoll.

Er sprach, und in mein Ohr erscholl
Mit seiner schnell gesproch'nen Frage
Der Donner Jupiter's und seines Auges Blitz;
Doch, Freund, ich schreckte nicht zurück.
Ich sagte, welch' ein Mann mich zeugte
Und welch' ein Staub mich niederbeugte:
Wie ein Genie heraufgestrebt,
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt,
Und daß ich nicht der Kunst geschrieb'ne Regeln wüßte,
Und daß mein Liebling, der Plutarch,
Oft einen finstern Blick von mir ertragen müßte,
Denn in ihm fänd' ich nie den Sieger, den Monarch,
Der Mensch und Philosoph vereinet,
Ob Alexander gleich gesieget und geweinet.
Und Cäsar selbst zufrieden schien,
Wenn er jedweden Tag bezeichnet mit Verschonen,
Und einem Brutus selbst verzieh'n,
Der mit dem Dolch ihn sollte lohnen.
Doch fand ich auf der Griechen Thron
Und auf der Römer Kampfplatz nichts
Vergleichendes mit Dem, der seines Angesichts
In Winterlüften nicht geschont
Und wo der Lenz gebleicht, das Kriegeszelt bewohnt,
Von Freunden und vom Throne fern,
Und mehr den Vater als den Herrn
Zurückgebracht aus so viel Schlachten.
Er frug: Wer lehrte Dich Gesang?
Wer unterwies Dich in Apollens Saitenzwang?
Held, sprach ich, die Natur und Deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin.
Er lächelte und wollte wissen,
Woher ich Nahrung nähm'. Da sagt' ich: Freunde müssen
Mich nähren; täglich geh' ich hin

Zum niemals stolzen Stahl,*) der stets mich gerne sieht
Und eine zweite Sängerin
In meiner Tochter Dir erzieht.
Ich sprach's und Friedrich's Blick schien meinen Freund zu loben.
Nach meiner Wohnung frug er mich.
Monarch! sprach ich, die Sterne grenzen nachbarlich
Mit meinem Winkel unterm Dach dort oben.
Wenn Du nicht zürnest, würde ich Dich
Kniebeugend bitten, daß Du meiner Kammer dächtest
Wie eines Winkels der Bastille zu Paris,
In welchen Ludwig viele Menschen bringen ließ,
Die Du als Krieger brauchen möchtest,
Weil sie oft tapfer sind und treu.
Der König lachte laut, und ich, beherzt und frei
Wie eine Römerin, ich zog der Stirne Falten
Sanft auseinander, lachte so
Wie Einer, den ein Bret im Meere hat erhalten
Und jetzt die Sonne sieht.
Des Vaterlandes Vater sprach
Zuletzt: Er würde mir das Leben sorglos machen,
Und alle Musen sprachen's nach:
Und Grazien sah ich in seinem Munde lachen,
Ich ging zurück, o Freund! Nun glühte Purpurroth
Auf meiner sonst so bleichen Wange,
Mich grüßte Lentulus, und ihm
Hab' ich verwirrt gedankt, ich taumelte, ich schien
Dem trunknen Menschen gleich im Reden und im Gange.

Wie Friedrich sein Versprechen erfüllte und was weiter erfolgte, sagen die bekannten Strophen der Dichterin, die ihm schrieb:

---

*) Vorsteher der Pensionsanstalt, in welcher die Tochter sich befand.

Zwei Thaler giebt kein großer König,
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein Wenig,
Drum geb' ich es zurück.

Das war das Ende der ungeheuren Hyperbeln, mit denen die arme Dichterin den berühmten Sieger schmückte. Sie erhielt Nichts, nicht die gewünschte Wohnung, nicht das Geld, auf das sie sich gefreut hatte. Doch hörte sie nicht auf, den großen König zu erheben und ihn mit Preis und Ruhm zu überschütten. Man sieht also, daß es ihr Ernst darum war. Der Herzog Friedrich von Braunschweig machte die unwürdige Handlungsweise seines Oheims in Etwas wieder gut, er gab der Dichterin eine magere Pension, die sie vor dem bittersten Mangel schützte.

6.

Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's **II.** wurde die Unbill wieder gut gemacht. Er gab Befehl, daß der Dichterin Karsch ein Haus gebaut wurde, verziert mit den Emblemen der neun Musen und solide von Stein erbaut. Anna's Dankbarkeit kannte keine Grenzen, sie lief in Berlin umher und forderte Jedermann auf, ihr Glück zu preisen und den König zu bewundern. Das Haus wurde zwar sofort zu bauen angefangen, doch es wurde statt eines Palastes, wie die Dichterin geträumt hatte, nur eine sehr bescheidene Wohnung von zwei Stockwerken, an einem Marktplatz in Berlin stehend, wo man es jetzt noch sehen kann. Die Freskogemälde, die Embleme fielen alle weg, es war ein einfaches dauerhaftes Haus. Die Dichterin war so ungeduldig, innerhalb ihrer eigenen vier Wände zu athmen, daß sie das Haus bezog, ehe es noch

ganz trocken war und sich dadurch den Grund zu der Krankheit legte, an der sie starb. Sie bewohnte ihr Haus nur kurze Zeit. Während dieser Zeit kam sie nun immer mehr in Mode und wurde eine gesuchte Person, so daß sie zuletzt nicht mehr alle Einladungen, die an sie ergingen, annehmen konnte, so gern sie auch außer dem Hause schmauste und sich willig überall hinführen ließ. Der Prinz Ferdinand machte sich besonders eine Pflicht daraus, die Dichterin zu ehren, und gab öfters Abendgesellschaften, wo er sie dann dazu einlud. Wenn sie kam, wurde sie mit Feierlichkeit empfangen und erhielt ihren Platz neben der Gemahlin des Prinzen bei Tische. Hier saß nun die einfache Bäuerin, fürstlich aufgeputzt und in Gala, mit Blumen und Federn geschmückt, und sie, die einst ihrer Heerde folgte, zufrieden mit der einfachen Hirtenflöte, deren Töne sie hörte, berauschte sich jetzt im Strom der Melodien, die hier erklangen und die sie sonst nie hörte. Sehr erwünscht wäre es ihr gewesen, wenn es ihr möglich geworden wäre, ihren ehemaligen Beschützer und Freund, den alten Maler Oswald mit in diesen Kreis zu ziehen, doch der edle Mann war dergestalt heruntergekommen, daß er nicht mehr einen guten Anzug hatte, in dem er sich sehen lassen konnte. So mußte es denn

unterbleiben. Sie war zufrieden, ihm ein kleines Geschenk zu erwirken von dem Prinzen, der ihn kannte und von ihm gehört hatte. Er hätte unter der vorigen Regierung sein Glück gemacht, äußerte er bei der Gelegenheit, da waren solche Käuze Mode; er hätte sich meinethalben für einen Philosophen ausgeben können und so seine Weise weiter führen, heutzutage ist es aber nicht angebracht. Wir sind fromm geworden, und alle Sorten und Arten von Philosophen sind bei uns übel angeschrieben.

Auch Anna mußte sich mäßigen, sie konnte nicht mehr, wie sie früher that, mit der Mythologie freies Spiel treiben, sie mußte jetzt christliche Gedichte machen und etwas von der Salbung in ihre Verse bringen, über die sie in ihren jüngeren Jahren sich oft lächerlich gemacht hatte. Das verhinderte nicht, daß sie nach wie vor jede Fürstlichkeit besang, geschah dies nun aus wirklichem Triebe, sie zu loben oder, was wohl natürlicher anzunehmen ist, um dadurch ein Geschenk zu erhalten, denn sie blieb bis an's Ende ihres Lebens stets geldgierig und habsüchtig. Manches Mal gelang die Absicht, sehr oft aber erhielt sie Nichts von diesen Gelobten und ihr Alter war immer bedrängt. Sie hatte zwei Töchter, zwei

Enkel, zwei Brüder und eine Schwester zu ernähren und diese alle nahmen ihren Unterhalt von ihr an. Die beiden Töchter wurden gut verheirathet, und die eine, die Freiherrin von Klenke, war ebenfalls Schriftstellerin, was auch noch deren Tochter, die bekannte Helmine von Chezy wurde. Diese Helmine von Chezy war in der Kindheit immerfort bei ihr und pflegte sie sorgsam, war auch bei ihrem Tode gegenwärtig, der im Jahre 1791 erfolgte.

Was den literarischen Charakter der Karschin betrifft, so ist wohl nicht zu läugnen, daß das Geschick nicht so mit ihr umgegangen ist, wie ihr Talent und ihr innerer Werth es erforderten. Wäre dies geschehen, so hätte sie bei ihrem Großvater bleiben sollen und wäre dort allmälig aufgewachsen, immerdar natürlich geblieben und hätte Nichts von der Affektation der Gesellschaft angenommen, wäre auch mit der römischen und griechischen Literatur, die Ramler ihr beizubringen trachtete, verschont geblieben. Sie hätte dann mehr die Stoffe zu bearbeiten verstanden, die aus dem Kreise des Angeschauten, der sie stets umgab, hervorgingen. Diese Stoffe lagen ihr nahe und sie verstand sie zu behandeln, da sie selbst aus ihnen entsprungen war; statt dessen nahm sie sich fremde, seltsame

Stoffe, und behandelte diese. Natürlich wurde Nichts daraus, und ihre ganze Erscheinung zeigte zum Ueberdruß, wohin die Richtung der Philosophie und die Literaten des achtzehnten Jahrhunderts ein edles und in der Beschränkung brauchbares Talent zu führen im Stande waren.

Unter ihren Gedichten sind einige, die man erotische nennen kann, sie athmen eine natürliche und einfache Sinnlichkeit, die an ihrem Platze ist und der keine Politur und Geschmacksrichtung hat schaden können. Sie sind in der Sammlung ihrer Gedichte enthalten, führen verschiedene Titel und behandeln verschiedene Stoffe; so z. B. das Gedicht „Leda" und dann das Gedicht: „Als ich sie das Clavier spielen hörte." Das letztere ist besonders reizend und erinnert an die Goethe'schen Lieder dieser Gattung. —

Der Tod von Lübeck.

Ein glänzender Festabend bei dem Domherrn und Burgemeister der Stadt Lübeck war vorüber und die Wagen rollten von dem Festhause, welche die Gäste wieder heimbrachten, die heute geladen waren, den Festabend mit dem würdigen Herrn zu vollbringen. Der Abend war besonders schön und manche der Gäste ließen ihre Wagen noch warten und ergingen sich mit dem Hausherrn im Gespräche auf der hohen schönen Steinterrasse des Hauses, von wo sie die Aussicht auf das Meer hatten, das jetzt, am Ende des Monats Junius, in Ruhe, von dem Monde beschienen, dalag. — Der Domherr und Burgemeister, Doktor Frankland, war ein Mann in den mittleren Lebensjahren, groß und kräftig gebaut, der von seiner Kirche eine allgemeine Bildung zurückgebracht hatte, die ihm vor vielen seiner Mitbrüder auszeichnete; er war unverheirathet, liebte die Freuden der Gesellig=

keit und eine gute Tafel ganz besonders, und hatte das Vermögen dazu, dieser Lust den Zügel schießen zu lassen. Das Einzige, wovor die Aerzte ihn warnten, war das zu späte zu Bette Gehen, weil sie behaupteten, das zu lange Ausdauern in der Gesellschaft befördere den Schlagfluß, zu dem der Mann ohnedies hinneigte. Deshalb drangen die bekannten Gäste des Hauses auf das Abschiednehmen der Gesellschaft, weil sie fürchteten, das längere Aufbleiben sei ihrem liebenswürdigen Wirthe schädlich. Unter den Gästen befand sich heute auch eine vornehme Dame, eine Engländerin, Lady Harry Cleveland mit Namen, der zu Ehren eigentlich das Fest gegeben wurde. Sie trat jetzt vor den Doktor, um Abschied zu nehmen. Er drückte ihr die Hand, indem er versicherte, ihre Gegenwart habe ihn besonders glücklich gemacht. Es wäre nur zu wünschen gewesen, setzte er artig sich verbeugend hinzu, daß ihr Herr Gemahl auch bei unserem Feste gegenwärtig gewesen wäre. Kommt er bald? — Ich erwarte ihn, erwiderte die Lady, jeden Tag und hoffe ihn heute schon im Gasthofe zu finden, wenn ich zurückkehre. Dies war jedoch nicht der Fall. Die Lady kam in ihre Zimmer in dem Gasthofe zurück und fand sie leer, der Mann war noch nicht gekommen.

Sie ließ sich auf ein Sopha nieder und fing ihre Nachttoilette an zu machen, wobei Niemand zugegen war, als ihr alter treuer Diener, der sie stets am Abend begleitete, bis sie in ihr Bett gestiegen war. Der Gasthof gränzte ganz nahe an den alten Dom von Lübeck. Eure Gnaden kommen sehr spät, begann der alte Carlis, der Diener, indem er seiner Gebieterin bei ihrer Toilette einige Hülfe leistete; war es eine so große Gesellschaft? Nicht so sehr groß, aber ausgewählt, erwiderte die Lady. Wir gingen erst um zehn Uhr zu Tisch und dort blieben wir lange sitzen. Ach, mein Gott, gnädige Frau, sind Sie da nicht auch erschreckt worden? Sie müssen, als Sie bei Tisch saßen, den schrecklichen Lärm gehört haben. Es war ja, als feuerte man drei Kanonenschüsse ab; wenigstens klang es hier so. Ich bin zu Tode erschreckt worden. Allerdings habe ich einen solchen Lärm vernommen, sagte die Lady, aber man gab nicht besonders Acht auf denselben, und ich wollte nicht erst fragen, was es sei, da man es mit Absicht ignorirte.

Himmel, wie ist das frevelhaft! ein solches Zeichen zu ignoriren?

Was ist es für ein Zeichen? Sprich, Carlis, wenn Du Etwas davon weißt.

Wie soll ich denn Nichts wissen? gnädige Frau. Da ist der Herr Gastwirth, der es mir erklärt hat und der noch zitterte, als er mir davon sprach.

Und was war es denn, fragte die Lady neugierig.

Es wird nicht gut sein, wenn Milady es so spät und gerade vor ihrer Nachtruhe erfahren; ich will lieber schweigen, sagte der alte treue Diener, im Begriff, sich zurückzuziehen.

Nein, Carlis, Du bleibst hier und sprichst; ich befehle es Dir.

Wenn das ist, muß ich wohl sprechen! Gut, es war Niemand anders, als der Canonicus Rabundus, der diesen Lärm hervorbrachte, und dieser Ton ist ein Wahrzeichen Lübecks.

Der Canonicus Rabundus? frug die Dame und weshalb gab er dieses Zeichen? Wo ist er?

Im Grabe, Eure Gnaden.

Im Grabe? Du täuschest dich, Alter, und machst mich unnützer Weise bange, weshalb soll er diesen gespenstischen Lärm hervorgebracht haben.

Eure Gnaden erlauben, daß ich erzähle, was ich weiß. Vor langer Zeit, als der Dom noch bischöflich war, lebte in dieser Stadt ein Canonicus, Rabundus mit Namen. Dieser Canonicus

liebte das Leben über die Maßen und wollte Nichts vom Tode hören. Eines Tages, als er in das Chor der Kirche kam und sich nach seinem Stuhle, wo er zu sitzen pflegte, umsah, bemerkte er in demselben eine weiße Rose liegen. Diese war das Zeichen, das der Todesengel jedes Mal Demjenigen gab, der da sterben sollte. Kaum gewahrte Rabundus diese verwünschte und von ihm gefürchtete Blume, als er sie auch ergriff und sie in den Stuhl nebenbei schleuderte, der seinem Nachbar, auch einem Canonicus, angehörte. Aber den nächsten Morgen, als er in die Kirche trat, sah er die Rose wieder auf seinem Platze liegen und eine Stimme rief: Rühre die Rose nicht an; sie ist Dein und Niemand anders hat ein Recht auf sie. Trotz dieser Warnung nahm er doch wieder die Rose, trug sie auf den Stuhl des obersten Canonicus und ließ sie dort liegen. Allein in dem Augenblick, als er dies gethan, kam die Stimme wieder und sprach folgenden Bannflug über den Uebelthäter aus: Du wirst sterben, Rabundus, und wenn Einer nach Dir stirbt aus dieser Kirche, so sollst Du fortan seinen Tod anzeigen durch dreimaliges Klopfen in dem Sarge. So geschah es auch. Rabundus starb den dritten Tag darauf, und von der Zeit an hört man das abscheuliche Klopfen

im Grabe unterhalb der Steindecke, die den Dom ziert, alle Mal, wenn ein Canonicus sterben soll. Heute hat es geklopft, und wir zweifelten nicht, daß es dem Doctor Frankland gelte, bei dem Ihro Gnaden waren.

Ei, weshalb so abergläubisch! rief die Lady. Der Herr Doktor ist ein gesunder, kräftiger Mann; warum soll er es sein, dem diese Warnung gilt? Jetzt erkläre ich mir den besondern Schreck, den ich sich verbreiten sah, als der eigenthümliche Lärm sich hören ließ. Die Leute bei mir sahen sich stumm an, und Keiner wagte zu sprechen. Ich fing an zu fragen, und wandte mich zu meiner Nachbarin, allein diese rief mir leise zu: Schweigen Sie, Madame; es ist ein gespenstisches Zeichen, das wir Alle kennen, von dem jedoch Niemand sprechen will. Ich schwieg still, und der Lärm ging vorüber; die Gesellschaft wurde aber froh und heiter, wie sie früher gewesen war.

Sehen Eure Gnaden, man hat es dort auch gehört und es wohl zu deuten verstanden. Der Herr Burgemeister soll nur sein Testament machen!

Ich will nicht daran glauben, sagte die Lady, und winkte ihrem Diener, sich zu entfernen. Er ging kopfschüttelnd und unwillig aus dem Zimmer; das Kammermädchen schloß hinter ihm ab,

und die Lady legte sich zur Ruhe. Nachts beängstigten sie Träume. Ihr eigenes Schicksal und das viele Ungewöhnliche, das sie erlebt hatte, kamen ihr wieder in den Sinn und gestaltete sich im Traume besonders schreckbar. Sie sah sich im Traum mitten in die Kirche versetzt und vor dem Grabe des gespenstischen Rathsherrn stehend. Ein geheimnißvoller Lichtglanz umgab das Grab; daraus hervor entwickelte sich eine menschliche Gestalt, und diese nahm die finsteren Züge des Todten an, der in diesem Grabe schlummerte. Er stieg empor und führte an seiner Hand einen andern Todten, den er nach sich zog. Komm herab, dröhnte eine tiefe, schreckenerregende Stimme; die Zeit ist um, ich komme, um Dich zu holen. Der Gedrohte schauerte zusammen und schien Miene zu machen, sich entfernen zu wollen, aber die fürchterliche Hand umklammerte seinen Arm, und er erzitterte. Glaube nicht, Dich retten zu können! rief die Stimme nochmals. Ich habe das auch geglaubt, und bin schrecklich für meine Widerspenstigkeit bestraft worden. Ich sah den Tod, wie er aus dem Süden kam und alle Creatur vor sich her scheuchte; da kam er bis hierher an's Meer; ich hoffte, er würde nicht weiter dringen, und deshalb wagte ich es, seiner Stimme, die mich rief, zu spotten.

Aber ich hatte mich geirrt; kein Weg ist ihm zu schwer oder zu mühsam, sein Fuß geht überall hin, selbst die Wogen des Meeres glätten sich vor ihm und werden zur ebenen Diele. Er ging immer fürbaß und ich mußte ihm folgen. Ich stürzte hier in die Grube, und die furchtbare Stimme über mir weckte mich am dritten Tage nur, daß ich jenes Zeichen von mir geben mußte, zu dem ich verdammt war. So geschah es fortan immer, und ich sehnte mich vergeblich nach Ruhe. Der Fluch ging an mir auf eine schreckliche Weise in Erfüllung. Mit diesen Worten versank das Phantom mit seinem Opfer in die Tiefe, die Gruft schloß sich wieder und der unheimliche Schimmer verlor sich. Die Lady erwachte in Schweiß gebadet, den ihr der Schreck verursacht hatte. Gott beschütze meinen Mann! betete sie, als die finsteren Bilder von ihr wichen und sie sich im Licht des Morgens erwacht fand. Im Gasthofe war es lebendig; Viele liefen hin und wieder, und ein Fragen und Rufen wurde gehört. Die Lady klingelte nach ihrer Dienerschaft. Die Kammerfrau trat herein und meldete, daß der Aufruhr unter den Dienern des Gasthofes durch die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Doktor Frankland entstanden sei, den man in den Morgenstunden gemeldet habe.

Den Tod des Doktor Frankland gemeldet? fragte die Engländerin.

Ja, desselben, wo Eure Gnaden gestern zu Abend gespeist haben. Es hat ihn ein Schlaganfall diese Nacht plötzlich fortgerufen. Die übrige Dienerschaft der Lady bestätigte diese Nachricht. Der Wirth kam herauf und erzählte ebenfalls von den drei Kanonenschüssen, wie er es nannte, die gestern im Dome gehört worden seien.

Mein Himmel, wenn mein Mann nur Nichts davon erfährt, sagte die Lady; er ist stets so argwöhnisch und abergläubisch; ich habe solche Mühe, ihn vor dergleichen Geschichten zu hüten, die er sich immer zu Gemüthe führt. Sagen Sie ihm Nichts von alle Dem, wenn er kommt. Dieser Befehl wurde erfüllt, war aber nicht mehr nöthig, denn der Lord, als er ankam, wußte ja bereits Alles; er hatte von den Dienern sich erzählen lassen, die am Abendfeste aufgewartet hatten. Er war verstimmt und seine Laune war nicht die beste. Mylord Harry Cleveland war ein Mann über die Funfzig hinaus, von ernstem, trockenem Wesen und sehr trüber Gemüthsstimmung. Er war groß, schlank, beinahe dürr, von herkulischem Körperbau. Die größte Zeit seines Lebens hatte er bei der Flotte zugebracht und dort auch den Grad

eines Capitains erreicht. Doch hatte das Leben auf dem Schiffe, der Umgang mit einer Menschenklasse, die gewöhnlich dem Aberglauben und den Träumereien sehr ergeben ist, bei ihm auch diese Richtung geweckt und begünstigt. Er lieh sein Ohr jedem fabelhaften Gerücht und untersuchte kaum dessen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. So kam es, daß ein Traum, den er gehabt, als er zum ersten Mal das Schiff betrat, auf sein künftiges Leben von großer Bedeutung wurde. Es hatte ihm geträumt, er sähe sich sterbend, und zwar sehr genau das Zimmer, wo dieser Akt geschah, vor sich. Er hatte bei dieser Gelegenheit sich die Tapete und die Einrichtung des Zimmers gemerkt, und keine der Personen, die bei seinem Tode gegenwärtig waren, außer Acht gelassen. Eine Stimme hatte ihm im Traume zugerufen: Merke Dir Alles, denn dies wird Dein Sterbezimmer sein. Er war damals zwanzig Jahre alt. Der Traum hatte ihn nie verlassen; alle die Wohnungen, in die er später auf seinen weiten Reisen kam, und die Häuser, die er sah, beurtheilte er alle aus dem Gesichtspunkt, sie konnten sein Sterbezimmer enthalten. Da er furchtsam vor dem Tode war, so schärfte diese Furchtsamkeit noch mehr seinen Eifer, und er war unermüdlich, jeden

einzelnen Umstand zu erörtern, um die Thatsachen festzustellen. Er fand dieses Zimmer niemals, während er bereits dreißig Jahre danach suchte, und diese fehlgeschlagene Erwartung, sein Sterbezimmer zu finden, mußte ihm zuletzt wohl eine Art Gleichgültigkeit beibringen. Er gab den Traum auf, wenigstens dachte er nicht mehr an ihn, und setzte seine Reisen in Gesellschaft seiner Frau fort. Diese Frau, wir haben sie schon kennen gelernt, war eine junge Dame von großer Willensthätigkeit und vielem Muth; sie war selbst nicht abergläubisch, aber die Schwäche ihres Gemahls hatte sie in so weit angesteckt, daß sie auch anfing, auf besondere Zeichen zu achten, und sich eine Lehre von dem Zusammenhange der Dinge zu bilden, die fast mit den Ansichten ihres Mannes zusammentraf. Sie hatte bereits so oft schon von dem Traume gehört, sie hatte so genau das Zimmer beschreiben gehört, daß es ihr zuletzt gleichfalls eine Art Vorbedeutung wurde, sich dieses Zimmer in Wirklichkeit zu denken, und sie ebenfalls danach forschend ausspähte. Wie sie von der Ankunft ihres Mannes gehört hatte, befand sie sich gerade in ihrem Zimmer, als sie plötzlich einen lauten Schrei hörte, der aus der Etage über ihrem Haupte kam. Sie wußte nicht, was der Grund dieses Schreies war,

setzte ihn aber zusammen mit der Ankunft ihres Gemahls und mit dessen nächsten Erlebnissen. Sie begab sich sogleich in das Zimmer über dem ihrigen, und fand in einem Saale, von wo aus man einen angenehmen Ueberblick über die Stadt hatte, den Arzt und den obersten Kammerdiener des Lords vereinigt. Sie besprachen sich eben; offenbar hatte der Lord gerade das Zimmer verlassen. Es wurde noch von ihm gesprochen, als die Lady herzutrat. Der Arzt wandte sich sogleich zu der Frau mit den Worten: Eure Gnaden werden entscheiden, ob mich irgend ein Vorwurf trifft, wie hier der Herr Belton zu meinen scheint. Ich habe diese Zimmer für Se. Herrlichkeit ausgesucht; als er sie betrat, stieß er sogleich jenen Schreckensschrei aus, den man gehört hat, und verließ sie augenblicklich wieder, indem er behauptete, daß hier ihn keine Gewalt der Erde zu wohnen zwingen werde. Ich wollte nach dem Grunde seines Widerwillens fragen, aber er ging fort und würdigte uns keines erklärenden Wortes. Sehr natürlich, nahm Belton das Wort, weil seine Lordschaft in diesem Zimmer eine unglückliche Aehnlichkeit erkannt hatte. Die Lady hatte unterdessen die Räume betrachtet, und sie gab jetzt den Worten des Kammerdieners unbedingt Recht; sie behauptete, die

Zimmer hätten ihren Gemahl mit Argwohn erfüllt, und er wolle sie deshalb nicht bewohnen. Aber kann ein Mann, rief der Arzt wieder, der für verständig gilt, einen so thörichten Aberglauben hegen! Ist's möglich, daß er so weit die Leichtgläubigkeit treiben kann? Es ist darüber nicht zu sprechen, noch weniger zu streiten; man muß blindlings dem Lord seinen Willen lassen, wenn ihn einmal die verhaßten Erinnerungen ergriffen haben. Verlassen wir diese Zimmer, die in der That sehr hübsch sind, und wählen wir ein anderes Lokal in diesem großen Hause. Es wurde nun ein anderes Zimmer gewählt, und der Lord begab sich dahin, zufrieden, daß man seinen Willen befolgte, und zeigte, da er völlig andere Räume vor sich sah, sich auch ganz mit ihnen einverstanden. Die Sachen wurden hereingebracht, und man setzte sich zu Tische. Der Lord hörte mit Vergnügen von seiner Gemahlin die Widersetzlichkeit und den Verdruß, den sein vertrauter Kammerdiener gegen den Arzt geäußert. Der Belton, sagte er, ist ein vortrefflicher Mensch; er weiß es, was in einer Krankheit zu thun ist, besser, als irgend ein Arzt; man muß ihm immer folgen, was er auch räth; es ist stets meinem Zustand und den Verhältnissen angepaßt, die er findet.

Er hat mir auch die genauen Nachrichten von dem geheimnißvollen Tode des Doktor Frankland gegeben. Es ist dies ein bemerkenswerther Umstand, der mit einer bekannten Volkssage von dem Tode des Canonicus Rabundus zusammenhängt. Die Lady erwiderte auf diese Bemerkung ihres Gemahls nur wenig; sie unterließ es, ihm ihren Traum zu melden, weil sie schon sah, wie seine Stimmung wiederum von den Gebilden und Phantasien erfüllt war, die er sonst zu hegen pflegte. Lübeck, fuhr der Mann fort, ist eine fürchterliche Stadt; wer dem Tode verfallen ist, findet ihn gewiß hier; die Stadt ist so dunkel und winkelig, daß sie zu einer Stadt des Todes wird, wenn man hier bleiben muß; daher laß uns machen, daß wir wieder fortkommen. — Nur ein paar Tage muß ich Dich noch bitten hier zu bleiben; ich will eine Freundin aufsuchen, die hier wohnt und die ich lange nicht gesehen habe.

Der Lord erwiderte Nichts auf den Wunsch seiner Gattin, offenbar waren ihm die paar Tage auch zu viel, doch sagte er kein Wort des Widerspruchs. Er ließ sich's gefallen und richtete sich, so gut es gehen wollte, in dem Gasthause ein, wo sie nur einige Zeit bleiben wollten.

Es war ein Zufall, daß der Lord sich erkältete

und in ein leichtes Fieber verfiel, das jedoch bösartig wurde in Folge einiger Mittel, die er gebraucht hatte, ohne dabei seinen Arzt zu Rathe zu ziehen. Die Luft Lübecks, die ungesund war, trug dazu auch das Ihrige bei, die Krankheit wurde schlimmer und zuletzt artete sie in eine Art Nervenfieber aus, das ernstliche Gegenanstalten nöthig machte. Die Wohnung des Patienten wurde nicht für passend gefunden und man wählte eine Zeit aus, wo er sich in einem bewußtlosen Zustande befand, ihn sammt dem Bette in jene Räume zu tragen, die anfangs für ihn ausgesucht waren. Hier wurde er vollständig eingerichtet. Der Kranke, als er wieder zu seinen Kräften und so weit kam, daß er entdeckte, was mit ihm geschehen war, fühlte sich sehr beengt, als er das Lokal erkannte, in dem er sich jetzt befand. Es erforderte die ganze Ueberredungskraft seiner gescheidten Frau, ihn zu bewegen, dort zu bleiben, indem sie ihm vorhielt, daß er ernstlich seiner Gesundheit schaden würde, wenn er jetzt auf eine Aenderung seines Aufenthaltes dringen wollte, einzig aus kleinlichen Rücksichten, die er aus dem Aberglauben schöpfte. Du wirst sehen, erwiderte er, ich genese hier nicht. Mein Schicksal ist bereit, mich zu erfassen, alle Umstände sind ihm günstig.

Alle Umstände! erwiderte sie, Du irrst Dich; hast Du mir nicht oft von einem Manne erzählt, der an Deinem Bette saß und Dir vorlas. Wo ist der? Er wird noch kommen! erwiderte der Lord finster; warte es nur ab. Das Zimmer hat dieselbe Größe, dieselbe Eintheilung der Thüren nebenbei, dieselbe Tapete, mit der es tapezirt worden; ja, ich entdecke auch dieselben Geräthschaften darin, die ich mir in meinem Traume gemerkt habe. Es ist mein Sterbezimmer! kein Zweifel daran. Die Lady suchte ihn auf andere Gedanken zu bringen, indem sie ihm vorlas und Mehreres ihn mittheilte, von dem sie glaubte, daß es ihn interessirte. Nichts war im Stande, ihn auf andere Gedanken zu bringen; er blieb dabei, daß dieses Zimmer das gefürchtete Traumzimmer sei und daß hier sein Schicksal sich entscheiden werde. Der Arzt sprach gleichfalls im Sinne der Lady, und den Kammerdiener hatte man auch vermocht, seinen Rath mit dem der Anderen zu vereinen.

Nach einigen Tagen fand man es für nöthig, einen Wächter zu holen. Man brachte einen solchen aus einer Anstalt, wo mehrere Männer dieser Art sich aufhielten; man wählte den am Besten aussehenden und führte ihn bei dem Lord

ein. So wie er diesen Mann neben sich am Bett sah, schrie er laut auf; man fragte nach dem Grunde dieses Erschreckens, und man vernahm, daß dieser Wächter dieselbe Gestalt sei, die im Traum sich ihm schon gezeigt. Man entfernte ihn wieder und nahm einen andern. Nach einiger Zeit meldete der Arzt, daß dieser Wächter, den man anfangs genommen, im Hospital, wo er angestellt gewesen, gestorben sei. Froh, diesen Mann losgeworden zu sein, machte der Lord die bereitwilligste Gefälligkeit geltend gegen den jetzigen Wächter. Der blieb jedoch nicht lange, und eines Morgens saß wieder der ältere frühere, schreckliche an seiner Stelle. Der Lord fragte, was das zu bedeuten habe, man habe ihm gesagt, er sei gestorben. Das war mein Bruder, sagte der Mann, indem er sich sorglich umschaute und dabei den Kranken mit einem Gesicht ansah, das ihn auf's Lebhafteste an seinen Traum-Mann erinnerte. Wir waren zwei Zwillingsbrüder, fuhr der Sprechende fort, so wie er seinen Posten durch den Tod verlor, wählte man mich, da ich ihm völlig ähnlich sah, und mehrere Kranke sich an diese Erscheinung schon gewöhnt hatten. Der Lord hörte mit Schaudern diese Erklärung, und ging nun vollends von seinem Traume nicht ab.

Was haben Sie mir für ein Buch mitgebracht, aus dem Sie mir vorlesen wollen? fragte der Lord den Mann. Nicht wahr, es ist das Leben Nelson's?

Allerdings, gnädiger Herr, ich fand kein passenderes Buch, so lange ich auch suchte.

Ich wußte es wohl, rief der Erkrankte mit einem tiefen Seufzer. Das Leben Nelson's war das Buch, welches jener Vorleser mir vorlas, den ich im Traume hörte und der an meinem Sterbebette saß.

An Ihrem Sterbebette? gnädiger Herr; ich sitze nicht an Dero Sterbelager.

Doch, Sie sitzen daran. Lesen Sie nur zu; ich höre Sie, ich will sogar sagen, welche Stelle Sie wählen werden.

Der Vorlesende erschrak, denn er hatte gerade das Kapitel aufgeschlagen, das der Lord bezeichnete. Ich werde ein anderes Buch nehmen, rief er. Nein, nein, bleiben Sie dabei, was Sie einmal angefangen haben. Wir handeln Beide auf höhere Ordre. Hiervon geht Nichts ab und Nichts wird verändert.

Der Gesundheitszustand des Kranken verschlimmerte sich in steigendem Grade. Man reichte zu heftig wirkende Mittel, die das Uebel, anstatt es zu bekämpfen, nur förderten. Das Fieber brach

aus und der Kranke delirirte auf's Gewaltsamste und Heftigste. Er sagte öfters, daß jetzt Alles beisammen sei, wie er es im Traume gesehen, daß nur Eins fehle; wenn das hinzukomme, müsse er sterben. Dieses Eine war eine Uhr, die auf der Commode stand und die noch nicht da war. Eines Morgens brachte sie der Wirth aus einem Nebenzimmer herein, wo sie gestanden hatte, und wo der Gast jetzt fortgereist war. Als die Lady von dieser Uhr hörte, wollte sie nicht, daß sie gebracht werde, aber ihr Gemahl bestand darauf, daß er sie haben müsse und daß sie zu seinem Tode nothwendig sei. Sie wurde also gebracht und auf die Commode hingestellt. Der Lady, die alle diese Umstände beobachtete und sehr besorgt war um das Leben ihres Gemahls, fiel es jetzt ein, sie könne ihn noch retten, wenn sie ihn rasch in ein anderes Zimmer tragen ließe und wo möglich so, daß er selbst Nichts merkte und nichts Hinderndes dagegen thun konnte. Das Bett ward also in der Nacht aufgehoben und fortgetragen, doch kaum befand es sich an der neuen Stelle, als die Träger auch merkten, daß ihre Arbeit und Mühe vergebens war, der Lord war schon todt, er war noch in den alten Räumen gestorben und nur seine Leiche hatte man fortgetragen. So hatte

sich dieser merkwürdige Fall in dem Gasthause der Stadt Lübeck ereignet. Die Gräfin ging sogleich daran, die Geschichte aufzuschreiben, und sie wurde dem Gastwirth übergeben; man zeigte sie noch lange als das merkwürdigste Eintreffen eines prophetischen Traumgesichts. Die einzelnen Personen, die hierbei gewirkt, bekräftigten alle ihre Aussage durch einen Eid, und waren Willens, diesen in Gegenwart der Gräfin zu leisten. Auch auf dem Grabsteine des Lords, der in Lübeck beigesetzt wurde, bemerkte man diese Umstände, und die Geschichte wurde durch viele mündliche Aussagen so bekannt, daß man sie allgemein kannte unter dem Namen „des Todes von Lübeck.“ Man brachte sie später in Verbindung mit dem geheimnißvollen Rabundus, doch hat sie eigentlich keinen Zusammenhang mit dieser Sage.

Die obige Erzählung wurde vorgelesen in einem kleinen Freundeskreise, und man sprach nachher noch Vieles, was auf die Vorzeichen des Todes Bezug hatte. Ich halte dieses Factum für nicht allein möglich, sondern ich glaube auch unbedingt an dessen Wahrhaftigkeit, sagte ein

junger Mann mit ernstem Tone. Ich habe in meiner Familie selbst mehrfache Thatsachen, welche der obigen sehr ähnlich sehen, und sie selbst noch übertreffen. Es waren mehr oder weniger Träume. Mein älterer Bruder sah eine Hand, die auf den Stein eines Kirchhofs seinen Namen und den Tag seines Todes schrieb. An demselben Tage starb er, obgleich wir Alle ihn gesund und munter in einer Gegend wußten, wo ihn seine Handelsgeschäfte hingebracht hatten. Und was meinen Vater betrifft, so sah dieser sich selbst als Vorbote seines nahen Todes, der bald darauf auch eintrat.

Wie, er sah sich selbst? fragte eine ältliche Dame aus dem Kreise, die mit Spannung die Geschichte angehört hatte und selbst nicht übel Lust hatte, einen Beitrag dazu zu liefern.

Ja, erwiderte der junge Mann; er war mit Freunden auf einer Jagdparthie gewesen und kehrte am späten Abend davon zurück. In der Nähe seines Hauses gewahrte er einen Reiter, der sich ebenfalls dem Hause näherte. Mein Vater, ihn für einen der Gäste haltend, rief ihm zu, erhielt aber keine Antwort. Der stille Reiter setzte ungehindert seinen Weg fort. Mein Vater setzte nun sein Pferd in Lauf und hatte bald den Fremden so weit erreicht, daß er ihn deutlich

sehen konnte; da gewahrte er denn, daß derselbe das treue Abbild seines eigenen Ichs war, derselbe Rock, dieselbe Halsbinde, dieselben gelbledernen Beinkleider und dieselbe Art, die Jagdmütze auf einem Ohre zu tragen, wie es mein Vater in seiner Gewohnheit hatte. Er sprach Nichts und der Gast ebenfalls kein Wort. So stillschweigend ritten Beide den Weg zum Hause, der durch einen dichten Wald führte. Als man am Ende des Waldes angelangt war und der kleine Pfad abwärts dem Hause zubog, verschwand der gespenstische Reiter und ward nicht mehr gesehen. Mein Vater sagte seinen Hausgenossen Nichts von dem Vorfalle, aber im Geheimen traf er die gehörigen Vorkehrungen, wie sie bei Sterbefällen gebräuchlich sind. Auch setzte er seinen vollständigen letzten Willen auf, den er am Tage darauf vom Gericht bestätigen ließ. Dadurch wurde das Begegniß bekannt, er selbst sprach nicht davon, aber seine Freunde fanden so viel Merkwürdiges und Interessantes an dem Vorfall, daß sie nicht aufhörten ihn zu erzählen, und mein Vater sah sich später genöthigt, als man ihn auf's Wort fragte, die Begebenheit zu bestätigen. Acht Tage darauf war er todt.

Das ist schrecklich! rief eine ältliche Dame;

da ist es doch mit meiner Muhme anders gegangen.

Wie ging es mit ihr? fragte man im Kreise.

Man hatte ihr oft gesagt, daß das sich selbst Sehen immerdar der Vorbote des nahen Todes sei; sie glaubte daran und erfuhr nun Folgendes. Sie war auf dem Lande zu einer zahlreichen und heiter gestimmten Gesellschaft eingeladen. Man führte kleine Spiele auf und gab kleine Comödien. Meine Tante spielte mit; die Gesellschaft befand sich in einem Gartensalon. Es war gegen Abend, und man war eben im Begriff, die Lampen und die Lichter des Theaters anzuzünden, als das Stichwort meiner Muhme erscholl, und sie, die schon in den Coulissen darauf lauschte, machte sich fertig, hervorzutreten, um zu spielen. Der Mann, der die Lampen anzündete, stieg auf eine Leiter, und diese war so gestellt, daß meine Muhme nicht sogleich herauskonnte. Sie bat also den Mann, die Leiter etwas zu rücken; dieser sagte ihr in unfreundlichem Tone: Wozu? ich habe die Lampen sogleich angezündet. In dem Augenblick hörte meine Tante ihre eigene Stimme, die mit der Person auf der Bühne sprach. Verwundert lehnte sie sich vor aus der Coulisse, und sah sich selbst auf den Brettern stehen und die Rolle hersagen.

Die anderen Mitspieler schienen dieselbe für sie zu halten, und waren nicht im Mindesten erstaunt oder verwundert. Meine Tante war aber dergestalt entsetzt, daß sie, keines Wortes mächtig, stehen blieb und der Erscheinung nachsah. Erst als sie sich Muth faßte und aus den Coulissen hervortrat, verschwand das Phantom. Die Mitspielenden waren verwundert, sie jetzt erst hervorkommen zu sehen; da man sie jedoch als zerstreut kannte, machte es kein großes Aufsehen, und das Stück wurde ohne Störung zu Ende gespielt.

Das ist auffallend, rief hier der Commerzienrath, den man als den Aeltesten in der Gesellschaft nur den Nestor derselben nannte. Was geschah nun mit Ihrer Tante, mein Fräulein? Starb sie wirklich?

Im Gegentheil, sie lebt noch, und zwar sehr gesund und munter. Ich führe die ganze Geschichte nur an als Beweis, daß solche Erscheinungen nicht immer Vorboten des Todes sind.

Aber doch Zeichen von bevorstehender Krankheit, rief ein Anderer; denn Etwas müssen Sie jedenfalls zu bedeuten haben.

Bei meiner Tante, sagte das Fräulein, hatte sie offenbar Nichts zu bedeuten, denn krank wurde sie auch nicht; sie lebte vielmehr so gesund, wie

sie immer gewesen war, noch fernerhin, und steht jetzt in ihrem achtzigsten Jahre.

Die Geschichte der Dame machte in dem Kreise einen etwas üblen Eindruck. Jedermann war darauf gefaßt, etwas Wunderbares zu hören, und mußte jetzt mit einer Enttäuschung sich begnügen; deshalb ward der Commerzienrath dankbarlichst begrüßt, als er jetzt das Wort nahm. Ich habe einen Vorfall zu berichten, sagte er, der auch mit Lübeck und dem Canonicus Rabundus zusammenhängt, und der mir selbst passirt ist. Es war in dem ewig denkwürdigen Kriegsjahre von 1813.

O, erzählen Sie, liebster Herr Commerzienrath! Wir hören Alle.

Ich hatte einen Freund, der seitdem bedeutender Maler geworden ist, hub der Erzähler an. Das kann jetzt wohl dreißig Jahre her sein. Er war in Rom, wo er fleißig arbeitete; ich befand mich hier in dem Comptoir meines Vaters, wo ich die Kaufmannschaft lernte. Wir waren eng verbrüdert und führten eine eifrige Correspondenz mit einander. Indessen wurde ich krank, und deshalb verhindert, zwei oder drei Briefe von ihm zu beantworten. Dies versetzte ihn in Unruhe, und er machte sich meinethalben viel Sorge. In dieser Zeit litt ich an Fieberanfällen, die mit völliger

Bewußtlosigkeit verknüpft waren, und in einem dieser Zustände weiß ich, daß ich deutlich das Zimmer sah, wo mein Freund lebte, und auch ihn sah ich an seinem Schreibtische sitzen; auch wußte ich, daß er an mich schrieb. Ich blickte gleichsam über seine Schulter und las die Zeilen, die auf's Papier kamen, viel früher, als ich sie später durch die Post bekam. Ich weiß, daß ich mir Mühe gab, meinen Freund zu trösten, daß er mir aber antwortete, der einzige wirksame Trost für ihn sei ein Brief von mir. Aber Bernhard, sagte ich ihm, kann denn das Dich nicht trösten, daß ich selbst bei Dir bin und Dir sage, wie es mir geht? Er schüttelte mit dem Kopfe und winkte mir abwehrend mit der Hand. Ich entwich, und befand mich wieder in meiner Stube. Endlich war ich so weit hergestellt, daß ich schreiben konnte, und ich benutzte sogleich die Gelegenheit und setzte den ersten Brief an meinen Freund auf. Ich schrieb ihm auf's Zärtlichste, schilderte ihm bei meinem allmäligen Besserwerden meine Besorgnisse um ihn, und bat ihn öfters um Verzeihung. Als dieser Brief fort war, befand ich mich wohl und ruhig die Antwort erwartend. Als sie endlich kam, erstaunte ich nicht wenig, als mein Freund mir schrieb, das, was ich ihm geschrieben, wisse er

schon Alles; ich möchte ihm nur Nachrichten von meinem Wohlbefinden ertheilen. Ich antwortete ihm, erstaunt fragend, auf welche Weise er das Gemeldete schon wissen könnte, und er antwortete mir hierauf: ob ich ihn denn nicht gesehen hätte; er sei bei mir gewesen und habe Alles gelesen, so wie ich es dem Briefe anvertraut. Diese Nachricht setzte mich in die lebhafteste Unruhe und Besorgniß, und sogleich setzte ich mich wieder nieder und fragte ihn aus über seine geheimnißvollen Besuche in meinem Zimmer. Thor, der Du bist, schrieb er mir dagegen, glaubst Du, daß für uns irgend eine Entfernung besteht? Meinst Du, daß ich nicht bemerkt, wie Du bei mir warst und während Deiner Krankheit mir die beruhigenden Versicherungen gabst? Ich sah Dich, Du standest hinter meinem Stuhle, und ich sagte Dir, daß mir das nicht genüge, sondern daß ich Briefe von Dir haben müsse. Eine ganz gleiche Kunst besitze auch ich, und so habe ich dasselbe in Deinem Zimmer gethan, was Du in dem meinen, und habe auf diese Weise erfahren, was ich weiß. Ich erfuhr durch diesen Brief Zweierlei; erstens, daß mir die Gabe innewohnte, mich mehrere Hundert Meilen hinzuversetzen und körperlich meinem Freunde zu erscheinen, und dann, daß dieser Freund ebendie-

selbe Gabe besitze, wodurch unsere Correspondenz gleichsam unnütz wurde. Erfreut theilte ich dies meinem Freunde mit; doch er schrieb mir darauf: Sei vorsichtig; wenn Du nun auch die Kunst weißt, die uns verbindet und unsere Vereinigung bewerkstelligt, so entweihe sie doch nie und mache keinen übereilten, kindischen Gebrauch von ihr; dadurch würdest Du diese vortreffliche Gabe zerstören, die außerdem eine gefährliche ist; sie raubt uns immer einen Theil unserer Kräfte, denn es kostet mich immer eine mehrtägige Krankheit, während welcher ich die Gabe habe, mich zu Dir zu versetzen. Dasselbe wird auch bei Dir der Fall sein. Also seien wir vorsichtig, dann können wir noch lange ungestört diese schöne Eigenschaft unserer Seelen benutzen. Ich erwiderte ihm, das sei mir unbehaglich, und ich wünschte, ich besäße die Gabe nicht, mich über Entfernungen fortzusetzen; ich wüßte nicht, was ich damit anfangen sollte; ich wünschte lieber die gewöhnliche Art zu correspondiren, wie sie jeder Mensch besäße. Er schrieb mir, dies stände mir ja auch frei; wenn wir wollten, könnten wir dabei uns begnügen lassen. So blieb es denn später, wie ich gewünscht, und wir statteten uns keine Besuche mehr ab. Das gewohnte Leben nahm uns wieder in Anspruch

und wir meldeten einander dessen Vorfälle und Begebenheiten. Ich lernte fleißig im Comptoir meines Vaters, und Bernhard beschäftigte sich so thätig und so einflußreich mit seiner Malerei, daß er bald Stücke lieferte, die Beifall und Käufer fanden, und sein Ruf wuchs so sehr, daß er schon in meine entfernte Heimath gedrungen war. Jetzt brach der allgemeine Krieg aus und es war festgesetzt, daß Einer von uns daran Theil nehmen sollte. Ich erwartete von Bernhard eine Antwort auf meine Anfrage, ob er sich wolle in den Kriegsstand begeben, er schrieb mir, seine Kunst erforderte seine Thätigkeit; es wäre ihm lieb, wenn ich mich opferte, und ich war dazu auch ganz bereit. Mein Vater gab mir Gelder und Briefe mit und ich machte mich fertig, in das Hauptquartier des Generals zu reisen, der Truppen anwarb. An dem Abend, der meiner Abreise vorherging, saß ich allein, unter Briefschaften und Papieren, auf meinem Zimmer und wollte, da es schon spät war, mich eben entkleiden und zu Bett gehen, als ich mit Verwunderung bemerkte, wie sich die Thür meines Zimmers langsam öffnete und eine graue, unförmliche Wolke in der Oeffnung erschien, die sich auf der Thürschwelle entwickelte und woraus später eine mensch-

liche Gestalt hervortrat. Ich stand auf und ging der Thür zu; da erkannte ich plötzlich mit einem Ruf des Schreckens und der Verwunderung Bernhard, der auf mich losschritt, doch er war nicht, wie ich ihn gewohnt war zu sehen; er hatte ein langes schleppendes, weißes Gewand an und sein Antlitz war bleich und mager, sein Auge war erloschen und die ganze Figur hatte etwas Leichenhaftes, Erschütterndes.

Um Gotteswillen! schrie ich. Bernhard, was ist Dir? Wo kommst Du her?

Eine Stimme, die wie aus weiter Ferne klang, rief jetzt. Ich komme, um Dich zu warnen; geh' nicht zum General X.— Er ist ein Verräther und wird Dich nur brauchen, um Dich zu opfern. Geh zu Y.—, das ist ein Biedermann, bei dem wirst Du es gut haben.

Gut, ich will thun, wie Du willst, mein Bernhard, doch erkläre mir, warum sehe ich Dich in diesem seltsamen Gewande? Weshalb bist Du so bleich? Sprich, ich will es wissen.

Es ist mir nicht Alles zu sagen erlaubt, war die Antwort hierauf. Die Erscheinung sah mich noch eine Zeit lang, wie es schien, forschend und nachdenklich an und verschwand dann wieder, wie sie gekommen. Ich legte mich auf's Bett, aber

ich konnte nicht einschlafen. Es trat mir immer der Gedanke vor die Seele, Bernhard ist todt! Er ist gekommen, mir dies anzuzeigen.

Am andern Morgen sagte ich meinem Vater, daß ich meinen Plan geändert hätte und daß ich vorzöge mich bei dem General Y.— zu melden, weil ich den besser kennte, als jenen von X.— Mein Vater fragte mich, woher ich das wüßte; ich verschwieg ihm indeß die Zusammenkunft meines Freundes mit mir, und als ich ihm Nichts darauf erwiderte, beruhigte er sich mit der Zeit und ließ mich gewähren.

Ich reiste ab.

Unterwegs empfing ich einen Brief vom General X.—, worin er mir schrieb, ich sollte meine Reise beschleunigen, da in der Abtheilung, die er schon beisammen habe, der Fall sich ereignet hätte, daß der Commandeur krank geworden sei und er mich in dessen Stelle erwählt habe. Diese Auszeichnung schmeichelte mir und ich änderte meinen Entschluß und fuhr nunmehr doch zu X.— In der Nacht, die meinem Zusammentreffen mit dem General voranging, lag ich in einem Zimmer des Wirthshauses eines kleinen Städtchens und schlief. Neben mir waren noch zwei andere Reisende, die einen Zweck mit mir verfolgten. Ein

Traum überfiel mich; ich sah wieder den Freund an meinem Bett erscheinen, er sah noch übler aus, als das erste Mal, und ich verspürte bei seinem Erscheinen einen lebhaften Leichengeruch. Du willst Dein Wort nicht halten! Bedenke, was Du thust! Du richtest Dich selbst zu Grunde und bist die Ursache, daß es mir schlecht geht.

Ich erwiderte, daß ich noch unentschlossen sei, was ich thun wolle, vor allen Dingen sei es nothwendig, daß er mir sage, wie es ihm selbst gehe und ob er todt oder lebend sei.

Das Gesicht meines Freundes bekam einen unwiderstehlichen Ausdruck, als ich dies fragte. Er besann sich einige Augenblicke, dann sagte er mit kummervoller Miene: was ihn beträfe, so sei es mit ihm für immer aus; er werde mir später sagen, in welchem Zustande er sich befinde; ich sollte nur eilen das Städtchen zu verlassen und nach W.— zu Y.— gehen. Der wisse schon von meiner Ankunft und erwarte mich ebenfalls.

Unentschlossen, was ich thun sollte, und durch die geisterhafte Erscheinung entsetzt, neigte ich den Kopf im Schlafe, und er nahm dies für eine Zusage an und entfernte sich. Meine Beängstigung, in die mich die Erscheinung versetzt, war so stark, daß die neben mir Schlafenden davon er=

weckt worden waren und sie mich laut fragten, was mir fehle. Der Eine sagte, er habe gesehen wie ich mich im Schlafe unruhig umhergeworfen, der Andere hatte eine Gestalt erblickt, die in das Zimmer getreten war und sich über mein Lager gebeugt hatte. Ich beruhigte sie, so gut dies anging, und am andern Morgen sagte ich ihnen, daß ich meinen Entschluß geändert und zum General Y.— gehen wolle. Sie widerriethen mir mein Vorhaben auf's Ernstlichste und der jüngere der beiden Freunde führte mir den erhaltenen Brief des X.— an und rief mich auf, ob ich nicht als Pflicht einsehe, daß ich darauf hinkommen müsse. Ich ging heimlich in den Hof und gab dem Kutscher ein Trinkgeld, damit er ohne mich abreiste. Es kam auch wirklich dazu, daß sie ohne mich abreisten, und ich hielt mich für gerettet. Sogleich wählte ich ein anderes Quartier, damit man mich, zurückkehrend, nicht auffinden möchte. Aber ich war kaum in meiner neuen Wohnung, als eine peinigende Unruhe mich befiel; ich machte mir Vorwürfe, unredlich gehandelt zu haben. Diese Vorwürfe wurden immer stärker, die Unruhe immer beängstigender; ich konnte zuletzt nicht anders, als mir einen Wagen miethen, mit dem ich allein den Anderen nachfuhr und gegen Mittag

ungefähr beim General anlangte, der mir mit offenen Armen entgegenkam und sich als einen Freund meines Vaters ankündigte. Er sagte mir: Ich war schon unruhig, als Sie nicht kamen, und hatte die Absicht, noch einmal zu Ihnen zu schicken. Es ist gut, daß dieses jetzt umsonst ist; machen Sie sich sogleich bereit, nach W.— zu gehen; dort liegt ein Detachement der r—schen Dragoner, an den Chef dieses Detachements geben Sie diesen Brief ab, zugleich einen Gruß und die Anmeldung meines neuangeworbenen Corps. Ich nahm den Brief und machte mich sogleich zur Abreise bereit. Als ich mein Pferd bestieg, überkam mich eine ungewöhnliche Müdigkeit, die so arg wurde, daß ich mich des Einschlafens nicht erwehren konnte und im Stalle auf einem Bündel Stroh einschlief. Hier überkam mich zum dritten Mal der Traum und ich sah nochmals meinen Freund, wie er zürnend und mit aufgehobenem Arme mein Pferd von mir fortführte und mit entsetzlichen Zügen mir zurief: Zum letzten Male komme ich zu Dir; nur im Traume kann ich Dir ferner erscheinen; entweiche, Dein Unglück ist vor der Thür!

Gut! rief ich, wie in Verzweiflung, wenn Du denn gebietest, daß ich nicht reisen soll, so nimm diesen Brief, den ich erhalten habe und

jetzt nicht besorgen soll. Ich will das Pferd besteigen und nach W—. eilen. Die Erscheinung führte mir das Pferd zu, und empfing den Brief, den sie bei sich behielt. Ich bestieg das Pferd, und in dem Moment fühlte ich mich wachend und fast munter und gestärkt auf dem Pferde. Ich trieb es an, fest entschlossen, meinem unglücklichen Warnenden zu folgen; ich hatte den Brief abgegeben, ich konnte also nicht mehr zurück, ich mußte vorwärts nach W—. Als ich dort ankam, empfing mich der General mit einem frostigen Gruß und gab mir Befehl, mich in Reihe und Glied zu stellen, und mich zum Corps zu rechnen. Ich erfuhr jetzt lange nicht, was aus meinem Briefe geworden war; endlich sagte mir ein Mann, der von jenen Truppen zu uns kam, der Brief wäre an den General zurückgeschickt worden; er hätte darauf rasch einen Andern gewählt, und der sei, so wie er dort angelangt, in einem Vorpostengefechte gefallen, das stattgefunden hätte und wovon der General Kenntniß gehabt. Also das war das Loos gewesen, das mir vorbehalten worden war.

Die neuen Vorfälle und Ereignisse des Krieges konnten doch, obgleich sie mir gänzlich neu und ungewohnt waren, mich nicht so weit zerstreuen,

daß nicht der Gedanke an meinen Freund und an dessen Schicksale mich fortwährend verfolgt hätte. Ich wußte, daß das Traumbild und sein fortgesetztes Verlangen, mich zu retten, mir von seinem Dasein noch immer Kunde gaben, aber auf welche Weise war deises Dasein? Wo lebte er und wie lebte er? Lebte er überhaupt noch auf dieser Erde? Sein Traumgesicht schien das Gegentheil mir zu sagen. Er hatte mir zugerufen, nur im Traume kann ich Dir fürder erscheinen. Was war damit gesagt? Er, der die Gabe hatte, mich persönlich zu besuchen, wenn ihn der Wille dazu trieb, was sollte es jetzt sein, daß er nur im Traume zu mir zu kommen versprach? Es mußte Etwas mit ihm vorgefallen sein, aber was war dieses? Konnte er es mir nicht mittheilen und was hinderte ihn daran? In meinen Gedanken beschäftigte er mich unaufhörlich, ich schrieb ein halbes Dutzend Briefe an ihn, die alle unbeantwortet blieben. Ich erwartete ihn bei mir zu jeder dunkeln Abendstunde, er kam nicht; ich war untröstlich. Leute, die aus Rom kamen, wollten ihn noch dort gesehen haben; dann war er von dort abgereist, man wußte nicht wohin. In meinen Befürchtungen ging ich nun so weit, daß ich unerlaubte Wege betrat. In dem Städtchen, wo

wir conlocirten, war ein Wahrsager, der dafür galt, daß er die Todten befragen könne; ich ging zu ihm und bat ihn, mir Nachrichten von meinem Freunde zu geben. Ich wartete zitternd auf seine Antwort, die er mir nach einigen Tagen zu geben versprach. Er sagte mir, daß er ihn nicht gefunden, daß er also noch leben müsse. Dieser Ausspruch tröstete mich merklich, ich faßte jetzt die Hoffnung, daß ich ihn wiedersehen werde, und lebte freudiger. So kam es zu einer Schlacht, in der ich zum ersten Male mitwirken sollte. Der Vorabend des Schlachttages stimmte uns junge Leute alle sehr traurig; Einige von uns hatten das gewisse Vorgefühl, daß sie den nächsten Tag nicht überleben würden, und machten sich deshalb auf den Tod gefaßt. Auch ich hatte dergleichen Gedanken, doch theilte ich sie Niemandem mit, sondern schrieb nur an meinen Vater, den ich bat, im Fall meines Todes den eingeschlossenen Brief an Bernhard zu besorgen. Kaum hatte ich den Brief beendet, als ich zufällig aufsah und in dem Dunkel des Zeltes eine Gestalt vor mir stehen erblickte, die, als ich scharf hinsah, die Züge Bernhard's vor mir entwickelte. Er winkte mir schweigend und ich sah, daß er nicht sprechen wolle oder nicht könne; ich blieb daher ebenfalls

schweigsam und sah traurig vor mich hin. Kommst Du, mir meinen Tod anzusagen? war das Einzige, was ich bei mir dachte und halb auch aussprach. Die Gestalt schüttelte mit dem Kopfe, und zeigte auf die Wand hin; ich blickte auch hin und las mit deutlicher Schrift auf die dunkle Zeltwand geschrieben: Das Treffen wird morgen ein glückliches sein, Dein Schicksal wird von dem Deiner Genossen nicht gesondert und ihr werdet Alle als Sieger aus dem Kampfe gehen.

Unwillig, daß hier nur von mir die Rede war, wendete ich mich wieder der Erscheinung zu, um sie um ihre eigenen Schicksale zu befragen, doch sie war nicht mehr zugegen. Eine dunkle Wolke, wie ich sie nicht früher bei den Erscheinungen bemerkte, zeigte noch die Stelle, wo sie gestanden, und verlor sich erst allmälig. Der morgende Kampfstag begann, und wir machten uns fertig, unsere Dienste zu thun; Allen war wehmüthig zu Sinne, mir aber nicht; ich ging mit vollkommenem Muth in den Kampf, der mir auch keine Gefahr brachte. Die Abtheilung der Feinde, die sich uns gegenüberstellte, wurde geschlagen und wir gingen als Sieger hervor. Mit großer Freude schrieb ich dies meinem Vater, der mich zur ersten Waffenthat beglückwünschte

und zugleich schrieb, er habe von Bernhard immer noch keine Nachrichten erhalten. Er sei nach England abgereist, so viel sei gewiß, aber von dort Nichts von ihm zu erfahren; wahrscheinlich warte er den Kampf im Vaterlande ab, um nach dessen Beendigung in dasselbe zurückzukehren.

So wußte ich immer noch so viel, wie ich früher gewußt. Nach England war er gegangen, aber weshalb hatte er Nichts von sich hören lassen? War es glaublich, daß er sich in England befinde und hartnäckig uns Alle darüber in Zweifel lasse, wie es ihm dort gehe?

Indessen war mir doch die Richtung gegeben, wo ich ihn suchen mußte, und kaum erlaubte es ein Waffenstillstand und einige Zeit der Freiheit, als ich sogleich beschloß, sie zur Aufsuchung meines Freundes anzuwenden. Daß er nicht mehr am Leben sei, setzte ich fast mit Gewißheit voraus; nur sein Grab wollte ich mir ansehen. In London selbst angelangt, hörte ich viel von den Kunstwerken, die mein Freund hier gemalt oder hinterlassen hatte. Einer seiner Bewunderer und Freunde gab mir an, den Lord R.— aufzusuchen, als den, der am Meisten von dem Maler Bernhard hielte, und auch wüßte, wo er hingekommen sei. Ich suchte den Lord auf; fand ihn nach einigem ver-

geblichen Suchen auf seinem Landsitz in Lancastershire. Bei der Nennung meines Namens kam mir der vornehme Engländer sogleich mit Freuden entgegen: Seien Sie mir willkommen, lieber Herr, sagte der Mann mit herzlichem Händedruck; dem Namen nach sind Sie mir schon längst bekannt, denn wie oft und mit welcher Herzlichkeit hat der Herr Bernhard von Ihnen gesprochen! Ich wünschte Sie so lebhaft hierher in den Tagen, wo er noch lebte; es hätte ihn gesund gemacht, mehr als alle Verordnungen der Aerzte. Er ist also nicht mehr? fragte ich traurig. Seit mehr als einem Monat beweine ich ihn unter den Todten meines Begräbnißplatzes, sagte der Lord mit stummer Trauer. Wo haben Sie ihn hinbegraben? fragte ich. Wollen Sie hingehen? tönte die Gegenantwort, so wird Sie mein Hausverwalter hinführen. Ich bestimmte eine Stunde des Abends dazu. Ich ging, wie ich mir vorgenommen, mit dem Diener auf den Gottesacker; wir kamen in einen Gang, den ein prachtvolles, aus Marmor zusammengefügtes Denkmal zierte. Hier unter diesem Steine ruht der deutsche Künstler, den mein Herr ganz besonders ehrte. Ich betrachtete das Denkmal, las den Namen meines theuern Freundes, den Tag seines Todes und ein paar denkwürdige Züge aus seinem Leben.

Thränen benetzten meine Augen, und ich weilte so lange an dieser lieben Stätte, daß es schon völlig dunkel geworden war, ehe ich mich entschloß, sie zu verlassen. Ich machte bei meiner Nachhausekunft dem Lord dankbare Vorstellungen von dem kostbaren Denkmal, das ich auf dem Grabe gefunden; er erwiderte, das sei das Wenigste, was er dem Andenken seines geliebten Freundes hätte setzen können.

In der Nacht dieses selben Tages hatte ich nun folgenden Traum. Mein Freund erschien mir und machte mir Vorwürfe, daß ich sein Grab nicht besucht hätte. Ich sagte ihm, daß ich dort gewesen sei, daß dieses zu finden der Grund meines Herkommens allein gewesen. Er erwiderte mit trauriger Stimme: Unter jenem prachtvollen Steine hast Du mich gesucht? Dort liege ich nicht; es ist dies ein Monument, das die Eitelkeit des Lords sich gesetzt; mein Grab ist an der Kirchhofsmauer gleich beim Eingang. Wenn Du es möglich machen kannst, so laß meinen Körper ausgraben und nimm ihn mit Dir nach Deutschland. In der Erde der Heimath will ich ruhen; wo möglich bring' mich nach Lübeck.

Ich war entsetzt, als ich aufwachte; doch schenkte ich dem Traume keinen Glauben. Wie, sollte es

möglich sein, daß man mich getäuscht, daß mein Freund nicht unter jenem kostbaren Monument, sondern in der Stille an der Kirchhofsmauer ruhte? Das muß untersucht werden. Ich gelobte mir, dem Andenken meines Freundes volle Gerechtigkeit werden zu lassen, und ihn fortzubringen von der kalten, fremden Erde, wo er nur unwillig ruhen konnte. Ich ging jetzt an dem Tage allein auf den Kirchhof; und der Traum war so deutlich gewesen, daß ich mit Leichtigkeit das wahre Grab des Künstlers finden konnte. Ich miethete ein paar Arbeiter, und machte mich an das Werk, ohne dem Lord ein Wort zu sagen. Wir brachten den Sarg zu Tage, und ich ließ ihn öffnen, um meiner Sache gewiß zu sein, ob ich wirklich den geliebten Todten vor mir hätte. Der Sarg wurde in mein Zimmer gebracht, mit einem Teppich bedeckt, und ich befand mich nun allein mit dem Schatze, den ich so sorgfältig gesucht und endlich gefunden hatte. Ja, es waren die Züge des geliebten Todten, die mich aus dem geöffneten Sarge anblickten, man konnte nicht länger zweifeln. Es war nun aller Mühe und Kosten werth, ihn, ohne daß der Herr des Hauses Etwas merkte, fortzuschaffen. Anfangs war ich Willens, es ihm zu sagen und ihm Vorwürfe zu machen; dann aber fiel mir

ein, daß dies unrecht handeln hieße, daß er doch treu und aufmerksam für den Todten gesorgt hatte, und daß das Seltsame mit dem falschen Begräbniß nicht ihm konnte zur Last gelegt werden. Eine sehr verzeihliche Eitelkeit war dies, und sehr viele der Freunde des Künstlers konnten nicht anders, als ihm Dank dafür schulden. Ich ließ einen Kasten von derselben Größe machen, packte den Körper vorsichtig hinein, ließ ihn verschließen, und war jetzt bereit, ihn mitzunehmen. Das Dampfschiff ging an einem bestimmten Tage ab, und an demselben Tage fand ich mich mit meinem mit mir führenden Kasten auf demselben ein. Ich hatte mich nach Lübeck einschreiben lassen, und das Schiff nahm den Lauf nach Travemünde. Ein paar Worte an meinen Vater thaten von dem Erfolg meiner Reise und von meiner nahen Ankunft Bericht.

Mein Freund besuchte mich im Traume, und sagte mir, daß er jetzt, da ich seinen Willen vollbracht, mir nach wie vor erscheinen wolle, wenn ich es wünschen würde. Er sei im Zustande des Zwischenreiches; nicht zur Seligkeit berufen, aber auch nicht zur Verdammniß hingestoßen. Seine Werke seien sein Trost; er schaffe noch immer weiter an ihnen. Dies thäten Alle, die etwas

Wahres und Tüchtiges im Leben geschaffen; sie arbeiten auch in dem bessern Leben an ihm fort. Er gab mir das Mittel an, welches ich brauchen sollte, um zu gleicher Vollkommenheit zu gelangen. Ich fragte ihn, wie sich der Krieg verlaufen und welches Ende er nehmen würde? Er sagte: Das Ende ist nahe. Ihr werdet siegen; nur müßt Ihr den Muth nicht verlieren. Schon ist der Feind geschlagen und ist auf der Flucht hierher.

Damals verließ Napoleon Rußland und kam auf der Flucht nach Deutschland. Ich theilte diese Nachricht meinen Gefährten mit, und wir stärkten uns Alle daran und faßten neuen Muth.

Damals litt Lübeck viel von den Franzosen. Es war schwer, einen ruhigen Tag zur Bestattung der Leiche zu finden. Endlich wählte ich den Tag, wo Rabundus seine prophetischen Schläge gethan hatte. Alle Welt sprach von ihnen und theilte sich seine Befürchtungen mit, wem sie gelten möchten. Ich benutzte die Zeit, als die ganze Aufmerksamkeit auf das Grab des Canonicus gerichtet war, um ihm zur Seite ein Grab für meinen Freund bereiten zu lassen. Es war mit Mühe verknüpft, einen Mann zu finden, der einen Platz entdeckte und einen Raum herausfand, um das neue Grab zu machen. Endlich war Alles bereit, und in der

Stunde der Nacht stand ich und ein vertrauter Freund, der Prediger war, an dem Grabe, und wir senkten ihn ein. In der nämlichen Nacht besuchte mich der Verstorbene und beklagte sich darüber, daß ich ihn neben den bekannten unruhigen Rabundus beerdigt hätte. Ich fühlte mich von Vorwürfen gemartert, denn ich hatte es selbst schon bedacht, doch war es jetzt nicht wohl mehr zu ändern. Woran leidest Du denn, mein Freund? fragte ich ihn. Bedenke, daß Rabundus ein Todter ist, der fortwährend noch mit den Lebenden verkehrt, und daß diese Unruhe eine sehr störende ist. Wenn es ihm einfällt, heute Diesen, morgen Jenen zu besuchen, so erhebt er sich aus dem Grabe und weckt mich ebenfalls. Er wird aber mit der Zeit immer ruhiger, und wenn der Friede geschlossen ist, so wird er ganz von der Erde verschwinden. Das hat er mir mitgetheilt. Nun, so halte so lange noch aus, rief ich; wahrscheinlich wird es bald stattfinden, wir werden Alle Ruhe haben, die Todten wie die Lebendigen. So war es auch. Nach der Schlacht von Belle-Alliance sah ich meinen Freund zum letzten Mal im Traume. Er verschwand, und ich erblickte ihn fürder nicht mehr. Auch Rabundus war zur Ruhe eingegangen.

Das ist die Geschichte meines Freundes und

meiner eigenen Jugend. Mit diesen Worten schloß der Commerzienrath seine Erzählung, die in dem Kreise lebhafte Theilnahme fand. Man dankte ihm für die ausführliche Erzählung, und Viele, die von den Werken des Künstlers gehört hatten, wußten nicht anders, als daß er immer in Lübeck begraben gewesen sei. Es war sehr lobenswerth, daß Sie den Wunsch Ihres Freundes erfüllten, sagte die Dame; aber weshalb, erlauben Sie mir die Frage, brachten Sie Ihren Todten in die Kirche, und zwar noch dazu in die Nähe des gefürchteten Rabundus-Grabes? So viel mir bekannt ist, wird es nicht mehr erlaubt, Todte in der Kirche zu begraben.

Sie haben völlig recht, erwiderte der Gefragte; aber damals, in den Kriegsläuften, wurden die Gesetze, die man gegeben hatte, nicht so streng befolgt. Auch hatte mein Freund gewünscht, in der Kirche begraben zu werden; darum hielt ich es nur für Pflicht, jeden seiner Wünsche zu erhören. An den Rabundus und an dessen gespenstischen Spuk glaubte ich übrigens nicht.

Sie sehen, daß es damit seine Richtigkeit hatte, sagte die Dame.

Der Himmel gebe Allen Ruhe und Frieden! sagte der Commerzienrath. Was mich betrifft, ich

lebte nun ruhig in meiner Vaterstadt, und nach dem erlangten Frieden und dem Tode meines Vaters bekam ich ein Amt und eine Stellung hier in der Stadt.

Seltsam, fing ein Mann an, der längere Zeit geschwiegen und die Gesellschaft mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte; seltsam bleibt immer Ihre Gabe, die Sie vorhin an sich beobachtet hatten, sich an einen fremden Ort, weit fort von Ihrem jetzigen Standsitz zu versetzen und dem dortigen Freunde bemerkbar zu werden. Haben Sie diese Gabe noch?

Der Commerzienrath erwiderte: sie hat sich mit der Jugend verloren; auch gehört dazu, um sich völlig in Wirkung zu zeigen, daß ihr von anderer Seite ebenso entgegengekommen werde. Es muß Einer sein, der dieselbe Gabe und in derselben Art besitzt; es ist höchst selten der Fall. Seit dem Tode meines theuern Freundes machte ich auch nicht den Versuch, ob ich auch Anderen auf diese Weise sichtbar werden könne; es würde auch schwerlich gelungen sein.

Ich habe schon von mehreren Seiten gehört, daß diese Gabe in der Natur vorhanden sei, doch nie hörte ich noch ein so deutliches Beispiel, sagte ein Arzt in dem Kreise. Wenn man sich Mühe

giebt und auf die Erzählungen der Menschen niedern Standes hört, so entdeckt man Geschichten von Leuten, die sich doppelt sehen lassen konnten. Ich habe selbst solche Berichte vernommen, die man mir erzählte, und zwar nicht als etwas ganz Besonderes, sondern vielmehr als Etwas, was man schon gewöhnt sei.

Hängt das nicht zusammen mit den Erscheinungen, die man das zweite Gesicht zu nennen pflegt? fragte eine Dame.

Doch wohl nicht, erwiderte der Arzt. Das zweite Gesicht, bei den Schotten und anderswo, ist mehr eine prophetische Gabe und bezieht sich auf das Vorhersehen von Todesfällen oder anderen Begebenheiten, die in naher Folge zu erwarten sind oder eintreffen. Das zweite Gesicht ist eine Gabe der Prophezeiung, die in manchen Familien sogar erblich ist.

Man sprach noch Mehreres über diese Gabe und ihre Wirkung; dann ging der Kreis auseinander, indem Jeder seinem Nachbar versprach, daß, wenn sich die Dinge so gestalteten, sie wieder zusammenkommen wollten, und daß man sich alsdann weitere Mittheilungen machen würde.

Endymion.

1.

Die Sonne war eben im Westen niedergesunken und eine geschwind zunehmende Dämmerung deckte alsbald den Theil der Erde, wo sich eben eine Karavane bewegte, die ihre Straße seitwärts von Mecca nach einem alten Dorfe in Arabien nahm. Der ganze Himmel war ein Flammenmeer und die schönsten goldenen und purpurnen Lichter verbreiteten sich über die Niedergsangstätte des herrlichen Gestirns, das hier verschwunden war. Einige der Mitglieder des Karavanenzugs hielten hier still und es wurde ein Gebet gesprochen, dem der Führer des Zuges, ein ehrwürdiger alter Araber, Vorstand leistete. Die jungen Leute des Zuges, die Männer und die Greise, Alle standen gesondert, Einer von dem Andern getrennt, in einzelne Gruppen getheilt, und die Weiber begaben sich wieder für sich in das Innere der Wagenburg, des Zuges.

Was sind das für rothglühende Mauern dort? fragte ein junger Mensch seinen Nachbar. Gewiß ist es eine brennende Stadt. Sollen wir nicht eilen zu retten und zu helfen?

Der Betende ließ sich ungern stören und antwortete darum kurz, indem er zur Seite sprach: Es ist keine brennende Stadt, sondern die Sonne spiegelt sich nur in den Mauern. Es ist die arabische Stadt Mecca.

Um dieselbe Zeit schritt der alte würdige Aelteste der Karavane aus seinem Zelte und ging an die Stätte, welche die Jünglinge innehielten, die sich eben erhoben hatten. Er fand nur einen noch auf den Polstern liegen und wandte sich zu ihm mit Unwillen. Achmet! rief er, weshalb verweilst Du hier? Weißt Du nicht, daß Deine Genossen eben zum Gebet gegangen sind? Weshalb gehst Du nicht mit ihnen?

Der junge Mensch, sobald er den würdigen Mustapha vor sich sah, hatte sich erhoben und antwortete in knieender Stellung: Mein Vater, Du weißt, daß ich andern Glaubens bin als Jene. Laß die Scheibe des Mondes aus dem westlichen Wolkenschatten emporsteigen, so werde auch ich meine Andacht verrichten.

Warum des Mondes? fragte der Alte. Wenn

Du ein Christ bist, so hast Du überall und zu jeder Zeit Deinen Gott bei der Hand. Warum wartest Du auf den Mond?

Weil der Mond meine Mutter ist, antwortete der schöne Knabe.

Deine Mutter? frug Mustapha verwundert. Wer sagt Dir das?

Die schöne Luna, oder vielmehr Diana ist meine Mutter; sagte der Jüngling.

So erzähle mir Deine Herkunft, sagte Mustapha. Schon lange hast Du mir versprochen, daß ich erfahren sollte, wie Du in die Gesellschaft meiner Kinder gekommen bist und welche Bewandtniß es mit Deinen Eltern hat.

Gern, erwiderte der Jüngling. Nimm Platz hier an meiner Seite, denn meine Erzählung wird etwas lange dauern. Du kennst, wie früher das Geschlecht der Götter über unsere Erde herrschte; welch' eine Gütervollkommenheit damals überall Sitte war, und Du hast auch gehört von den Liebeshändeln der göttlichen Weiber dieser Göttergemeinschaft. So herrschte die ehrwürdige Juno damals im Himmel, ihr zur Seite lebte Aphrodite, die Meerentstiegene, dann gab es Minerva, die Wissenskundige, und noch mehrere Andere, die ich Dir jetzt nicht nennen kann, da ihr Reich und

ihre Herrschaft schon vergangen sind. Aber trotz dem, daß das Christenthum die ehrwürdigen Namen verdrängt hat, leben die Gewalten doch noch fort. Luna oder Diana lebt noch immer in dem heiligen Strahl des Mondes, und wenn er auf der Himmelskuppel thront, dann ist sie auch in der Natur gegenwärtig, und Gebet und Anruf erfaßt sie. Oefters kommt sie auch noch auf die Erde herab und küßt und liebt schöne Sterbliche, wie damals, als sie noch herrschte und man ihr Tempel erbaute. So geschah es, daß sie auch herabkam, als in einem schönen Thale ein junger Mann schlief, zu dem sie sich gezogen fühlte. Es war ein junger Araber aus Mecca, der gekommen war, das schöne Griechenland mit Krieg zu überziehen. Er war so wunderschön wie unser Vorfahr, jener bildschöne Schäfer Endymion, von dem Du gehört haben wirst.

Verruchte Zauberwesen! rief der alte Mustapha, wer hat von ihren teuflischen Kräften und Wirkungen nicht gehört? Doch fahre fort!

Du mußt meine Ahnen nicht schelten! rief der Jüngling, indem eine Röthe sein schönes bleiches Gesicht färbte, ebensowenig wie ich über Deine Götter Etwas sage, die mir eigentlich alle zuwider sind. Also der schöne Araber wurde

meiner Mutter gefährlich. Sie sah, daß er zu der neuen Ordnung der Dinge gehörte, und sie war daher zweifelhaft, ob sie sich ihm mittheilen oder sich ihm entdecken solle. Aber die Liebe und ihr schwaches Herz hatten mehr Macht als das Gesetz der Klugheit; sie sank daher zu dem schönen Jüngling nieder und er umarmte sie im Traum, indem er mit ihr die Ehe vollzog. Aus dieser schönen Liebesnacht erwuchs ich alsdann. Ich bekam den Namen des ersten Liebhabers meiner schönen Mutter, der sie an ihre glücklichste Zeit erinnerte; sie nannte mich Endymion, inmitten des Hains wuchs ich auf, und als ich die Kräfte hatte, die dazu nöthig waren, übernahm ich die Führung einer Heerde und lebte als Hirt auf dem Berge. Dort fandest Du mich, als Du einstens in meine Gegend gezogen kamst; meine Bitten überredeten Dich zu meinen Gunsten, und Du entschlossest Dich, mich mitzunehmen, wenn Du ein Mal durch die Wüste ziehen würdest; denn ich hatte Sehnsucht, je länger ich im Heerdendienst weilte, und je mehr ich von meiner schönen Mutter über meine Geburt und über den schönen Araber hörte, diesen Fremdling, der mein Vater war, aufzusuchen.

Weißt Du denn, daß er in Mecca ist? fragte Mustapha.

Ich weiß es, meine Mutter hat ihn selbst dort gesehen. In einer Nacht, als sie über diese Gegend ihr Licht verbreitete, sah sie in einem wilden Kriegshaufen einen jungen Mann, der ihr Anführer zu sein schien, und erkannte zugleich in ihm den Geliebten, den sie verloren.

Wie willst Du ihn aber wiederfinden und wie willst Du Dich ihm zu erkennen geben?

Das laß meine Sorge sein; rief der Jüngling, ich habe ein Mittel, das ich anwenden werde und dem Nichts entgeht; so auch nicht Das, was ich suche. Er schwieg hier, und Mustapha fand es nicht für passend, noch länger in ihn zu dringen. Gut, sagte er nach einer Weile, ich habe mein Versprechen gehalten, Dich hierher zu leiten, da ist nun Mecca; jetzt magst Du Deine eigenen Wege gehen.

Kannst Du mich nicht bis in die Mauern der Stadt führen? fragte der Jüngling.

Nicht gut, mein Stamm ist dem, aus dem die Stadt besteht, feindlich; ich käme also in Gefahr, mein Leben zu verlieren, fänden sie mich in ihren Mauern. Auch Du wirst gut thun, vorsichtig zu sein. Aber bis an die Grenze der Stadt will ich Dich führen; das kann mir Niemand verwehren.

Kaum war der Mond aufgegangen, in dessen reinem Lichte der Jüngling seine Andacht verrichtete, als auch schon Mustapha sich auf den Weg machte, und Beide gingen schweigend in der frühen Dämmerung ihres Weges dahin. Mustapha konnte nicht anders, als verwundert zu der schönen schlanken Gestalt des jungen Mannes emporsehen, der neben ihm ging und von dem er eine so seltsame Geschichte diese Nacht gehört hatte. Ist es möglich, sagte er zu sich selbst, daß Wesen auf solche geheimnißvolle Art geboren werden und neben uns existiren in ihrer Schöne und in ihrer zarten Natur, ohne daß sie von uns erdrückt oder beschädigt werden! Gott ist unerforschlich in seinen Werken. Kaum waren sie an die Stelle gelangt, wo sie sich trennen wollten, als Mustapha die glühenden Danksagungen und Zärtlichkeitsbeweise von dem fremden Jüngling entgegennahm, die dieser ihm gerührt weihete. Lebe wohl, edler Mann, rief der Jüngling ein Mal über's andere aus. Habe Dank für die edle Gutthat, die Du mir fremdem Jüngling geleistet hast; denk' an mich, und wenn Du einmal Hülfe bedarfst, so vergiß nicht, daß ich in der Nähe lebe und daß ich Dir nützlich werden kann.

Allein und ohne Führer, doch so sicher, als ginge

er unter Geleitschaft ganzer Kriegshorden, wanderte der schöne Jüngling weiter, und erreichte bald die Stadt, die ihn in ihre Mauern aufnahm. Er wußte nicht, an wen er sich wenden sollte, um Den zu finden, den er suchte; doch konnte er sich besinnen, daß ihm seine Mutter gesagt hatte, er befinde sich unter den Kriegern. Er trat also in das Stadtviertel ein, wo die Krieger sich zusammenfanden, und entdeckte gleich vom Anfang einen jungen Mann, zu dem es ihn seltsam hinzog. Auch hatte er dieselbe schöne offene Stirn und das blutrothe Maal unter seinen Haarwuchs halb verborgen, das ihm Luna beschrieben hatte. Der junge Mann sah seinerseits aufmerksam sich den fremden Jüngling an, und Beide fühlten, daß sie sich einander nähern müßten. Wer bist Du, Fremdling? fragte der Araber unsern Jüngling, und dieser antwortete: Ein Grieche, wie Du siehst; ich bin gekommen, meinen Vater zu suchen, und muß ihn hier finden. Dein Vater? fragte er neugierig, wo ist der, lebt er hier in Mecca?

Gewiß lebt er hier; er war einst in Griechenland, und dort entdeckte ihn meine Mutter, die schöne Luna!

Dort war ich auch, antwortete der Araber,

war deine Mutter nicht eine Fee, oder eine Göttin? Ich glaube sie gekannt zu haben.

Du hast sie gekannt, und Du bist mein Vater! rief der schöne Jüngling, indem er sich dem jungen arabischen Krieger in die Arme warf. Sie umschlossen sich herzlich, und der arabische Krieger weinte heiße Thränen an dem Halse dessen, den er seinen Sohn nennen mußte. Er erinnerte sich jetzt des schönen Abends, als er die Göttin in seine Arme schloß, und mit ihr der Liebe sich freute. O, rief er, was kann dem Glück gleich kommen, das ich damals empfand! Du bist das Ebenbild Deiner göttlichen Mutter, wärest Du nun auch Weib, so müßtest Du das meinige werden.

Kann ich nicht auch so Dir gehören, rief der Knabe.

Nein, rief der Araber, wir haben strenge Gesetze. Es ist nicht erlaubt, der Liebe zu pflegen zwischen den Geschlechtern, die zu einander gehören. Als Knabe bleibst Du mir ewig fern.

Wie grausam und erbärmlich das ist! Bei uns, im schönen Griechenland, ist es anders. Oft gehört der Mann zum Manne, wenn die Liebe sie zu einander führt. Doch wir wollen hoffen, daß meine schöne Mutter Deine Flamme kühlen werde

auch jetzt noch, da sie nicht mehr Dein Weib ist. Mit diesen Worten warf sich der schöne Jüngling an die Brust des Arabers und er drückte ihn zärtlich an sich. Sie sanken zusammen auf die Polster einer Ottomane, und der Araber rief in vollem Entzücken: Welch' ein Glück blüht mir; Du bist mein Weib, göttliches Mädchen, komm in meine Arme, ich bin Dein Vater, zugleich Dein Gatte.

Diese Vereinigung war zu glücklich, als daß sie nicht bekannt hätte werden sollen. Man kam zu dem arabischen Krieger, indem man ihm Glück wünschte zu dem Besitz der jungen Griechin, die er sich errungen.

Der Mond stand hell am Himmel, als diese Verwandlung vor sich ging.

2.

Der junge Araber war Muhammed, der, erst in den Anfängen seiner Bestrebungen befangen, sich einen Anhang suchte und durch Kriegsthaten einen Namen zu machen strebte, ehe er mit seiner neuen Lehre hervortrat. Er hatte die Wittwe eines andern Kriegers geheirathet, und hatte von ihr eine Tochter, Fatime, die sehr eifersüchtig und auf das Leben ihres berühmten Vaters sehr spähend und ausforschend sich benahm. Ihr entging die neue Liebschaft ihres Vaters nicht, und sie faßte gleich einen Haß gegen die junge schöne Griechin, die Muhammed bezaubert hatte, und die er Miona nannte, aus Endymion gemacht, mit der weiblichen Endigung in Miona. Aber allen anderen Männern gegenüber blieb Endymion bei seinem ursprünglichen Geschlecht; auch der Fatime trat er als schöner Jüngling entgegen.

Er ist mein Sohn, beruhige Dich, Fatime, so wie Du meine Tochter bist.

Aber er liegt neben Dir im Bette, rief Fatime, also muß er doch nicht Dein Sohn sein.

Doch ist er es; mein geliebter Sohn, den ich herzlich lieb habe. Fatime schwieg; doch sie beschloß, sorgsam nachzuspähen, und verließ den angeblichen Jüngling selten. Einst sah sie ihn im Bade, und ward so verliebt in seine schöne Gestalt, daß sie ihn für sich zu erobern beschloß. Aber Endymion fühlte Nichts für die Tochter des Propheten und wies ihre Liebe kalt von sich. Diese, darüber erzürnt, klagte es ihrer Mutter Chadidscha. Die Mutter machte ein Bündniß mit ihrer Tochter, und Beide lauerten dem jungen Griechen auf. Sie sahen ihn wieder zu Muhammed schleichen, und ertappten ihn auf dem Lager desselben, wo sie ihn banden, und ihn zwangen, sein Geschlecht anzugeben. Da es gerade Mondschein war, so befand sich der junge Grieche im Zustande der Frau, und so fanden ihn auch die beiden Weiber. Chadidscha beklagte sich jetzt, daß Muhammed eine Frau neben ihr dulde, da er doch versprochen hatte, dies nicht zu thun. Er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er Miona von sich stieß und sie hieß weit fortzuwandern. Mutter

und Tochter waren jetzt befriedigt, aber Muhammed versank in Traurigkeit und wünschte sich Nichts so sehr, als wieder mit seiner geliebten Miona zusammen zu sein. Er verheirathete Fatime an seinen Vetter Ali, Sohn des Abu-Taleb, eines Kaufmanns. Auch Muhammed fuhr fort, als Kaufmann zu leben. Im heiligen Monat Ramadan begab er sich in die Einsamkeit des Gebirges Hara, um religiöse Betrachtungen zu pflegen. Hier, in der vollständigen Einsamkeit des kalten Gebirges, lag er in langem und brünstigem Gebete vor Gott und wünschte sich seine Geliebte wieder. Eines Abends trat sie zu ihm. Wie, Miona, rief er, wo kommst Du her? Wie weißt Du, daß mir nach Dir verlangt?

Ich weiß Alles, was Dich angeht, erwiderte die junge Schöne.

So bist Du also wieder mein?

Gewiß; wenn Du mich nicht wieder von Dir stößt. Er schloß sie in seine Arme, und auf der trockenen Binsenmatte, die in der Hütte als Lager lag, schlossen die Beiden den erneueten Bund mit einander. Muhammed fand so viele Reize an seiner griechischen Geliebten, daß er alles Andere vergaß, selbst sein Gebet und seine religiösen Uebungen; dadurch fiel er in die Schlingen der bösen

Geister, die ihn zu verfolgen anfingen. Deine Mutter ist eine Göttin? fragte er einst Mionen. Sie war es, sagte diese; vorher, ehe die christliche Religion Umfang nahm, beherrschte sie den nächtlichen Himmel und leuchtete an demselben als Mond hinab.

So werde ich den Mond als Zeichen meines Stammes tragen, sagte Muhammed; zugleich soll er mich erinnern an das schönste Abenteuer meines Lebens, an Deine holde Mutter, die ich in meinen Armen gehalten. War sie nicht auch zugleich Göttin des Krieges?

Nein, meine schöne Mutter war zu sanft, um in das Handwerk des Mars zu greifen. Nur die Jagd zog sie an, und da durchzog sie als Jägerin die Haine und Waldungen.

O, auch ich bin Jäger! rief Muhammed; wie willkommen ist mir eine Göttin, die dieses Geschäft treibt! Ich bin ihr Sohn; sie wird mich schützen, wenn mir Gefahr droht. Ich will sie öffentlich verehren als Göttin.

Und er errichtete einen Altar und opferte der Diana. Endymion leistete ihm seinen Beistand, und stand und sah zu, wie die Flamme auf dem Altar brannte, und hörte ihn den Namen Diana oder Selene durch die Einsamkeit rufen. Aber

seine Anhänger sahen das für das Werk der Dämonen an, und kamen, ihn zu beschwören, den falschen Götzendienst aufzugeben. Er gehorchte nicht, und trieb nach wie vor den Dienst der Diana. Da kam ein Engel des Herrn zu ihm und sprach mit ihm. Er warf den Altar um, und zürnte Muhammed, und gebot ihm, sogleich das griechische Weib und den Götzendienst zu meiden, wenn er nicht die Gunst des Himmels einbüßen wollte. Muhammed mußte gehorchen, und so trieb er zum zweiten Male Mionen von sich. Sie ging traurig, in ihren Schleier gehüllt, in die Wüste. Du wirst mich doch noch wiederholen, Muhammed, denn wir gehören zusammen, trotz Himmel und Erde! sagte sie, als sie ging. Und der Tag hatte nicht sieben Mal gewechselt, als Muhammed wieder nach Mionen rief, und sie auch kam. Er schloß sie in seine Arme. Sei mein Weib! rief er, mische Dich aber nicht mehr in meine religiösen Aufgaben; diese muß ich allein vollbringen. Gott leidet keinen Götzendienst neben seinem Dienst.

So blieb denn Miona neben Muhammed. Sie war sein beschützender Genius, und hielt manche Gefahr von seinem Haupte ab. Denn als Jüngling umgab sie sein Lager, das sie wieder als Jungfrau theilte. Die Bekenner kamen jetzt wieder,

und er erhielt bald das frühere Ansehen. Ein würdiger Greis war unter ihnen; dieser sprach eines Tages zu Muhammed: Ich zähle schon nahe an achtzig Jahre, und Nichts befriedigt mich, wenn ich in religiöser Beziehung um mich schaue; ich wollte schon, wie viele meiner Brüder thaten, zu dem Christenthum übergehen, allein es hielt mich immer ein geheimnißvolles Etwas zurück. Es ist so viel Götzendienst im Christenthum, so viel, was nur Form und keinen Gehalt hat, daß sich meine Seele, die einfach das Wahre sucht, nicht damit befreunden kann. Auf der andern Seite ist das Judenthum, wohin ich auch hätte gehen können, so voll von Träumereien und talmudistischem Unsinn, daß es mir ganz widerstand, als ich mich suchend darum bewarb. Hier bei Dir, mein Muhammed, finde ich endlich, was ich suchte. Die einfache Wahrheit und das Bekenntniß eines Gottes, wie ich ihn stets gesucht und nun gefunden habe. Zugleich lehrest Du ein Leben nach dem Tode, und das ist mir besonders tröstlich. Ich bin ganz der Deine.

Sei mir gegrüßt, Bekenner! rief der Prophet, mögen Viele Dir gleichen. Es ist die Zeit gekommen, wo eine reine Lehre Grund und Boden

fassen muß, um das Wort Gottes unter den Menschen zu gründen.

Weiß der junge Mann auch von Deiner Lehre? fragte der würdige Alte.

Noch nicht ganz, lautete die Antwort, doch hoffe ich, ihn zu mir zu ziehen. Er hängt bis jetzt noch der Irrlehre der alten Griechen an.

Nicht der Irrlehre! rief hier Endymion; sondern der wahren alten Lehre, die erst durch neue Satzungen gestürzt worden ist. Ich bin der Sohn einer Göttin, die Luna hieß, und die auch Muhammed gekannt hat.

Wie, eine heidnische, ketzerische Liebe? rief der Alte aufstehend, das hätte ich nicht erwartet. Er, der Priester des wahren Gottes, zugleich Anhänger einer ketzerischen Leidenschaft! So muß ich Dich meiden und mein Glaube ist sehr erschüttert.

Muhammed, den der Zorn des Alten sehr unangenehm berührte, schalt Endymion wegen seiner Einmischung und nahm das Wort, indem er den Alten weitläufig seines Irrthums belehrte und das Verhältniß auseinandersetzte. Ich kenne keine heidnische Göttin! rief er; es ist Lüge und Betrug, was jener junge Mann da sagt.

Wie, Du verläugnest meine schöne Mutter? rief

Endymion, jetzt hast Du mich zum dritten Male verstoßen, lebe wohl, Muhammed, jetzt werden wir uns lange nicht wiedersehen.

Er ging in die Wüste, und Muhammed sah ihm nach. Er bog um einen Felsen und verschwand. Ein langer Klagelaut wie ein menschlicher Seufzer drang durch die Natur, und das Laub der Bäume raschelte seltsam, als sprächen Stimmen durch einander und ein unnennbares Weh glitt durch Muhammed's Busen.

Meine Miona! Komm zurück, meine schöne Geliebte! so bat der Verlassene, aber das Echo gab seine Klage zurück. Miona ließ sich nicht wieder sehen.

3.

Schon sechs Mal hatte der Mond sich erneut, sein heller, milder Glanz erfüllte das Thal, Muhammed stand auf den Schwellen seiner Hütte und bat in den zärtlichsten Ausdrücken seine Geliebte, sie möchte ihm wieder erscheinen, aber sie kam nicht. Der Mond warf seinen Schimmer wie kalten, höhnenden Spott auf die weite Erde.

Ich habe sie bitter gekränkt, indem ich ihre Mutter verläugnete, sagte der Prophet ängstlich zu sich. Wie soll ich's wieder gut machen? Er war in Verzweiflung; nur in hellen Mondnächten floß Trost in sein Herz. Es war ihm, als schwebte die ferne Geliebte um ihn, und er sähe sie vor sich stehen im hellen Mondesstrahl. Er breitete seine Arme aus; dann aber war es ihm, als beginge er einen Verrath an seiner Lehre, und er

zog sich beschämt zurück. Waraka, ein getaufter Jude, ein Vetter seiner Frau, kam zu ihm in die Wüste, und Beide sprachen über den Inhalt der Bibel, des alten, wie des neuen Testaments, die Waraka beide gelesen hatte. Nun ist es Zeit, rief Waraka, daß Du hervortrittst mit Deiner Lehre; in Mecca sind Viele Dir zugewendet, in Medina ebenfalls. Was soll ich thun? fragte Muhammed, was verlangt man von mir? Daß Du Dich als Propheten, der Du bist, bekennst, rief Waraka, die Lehre wird alsdann ihren festen Boden haben, und Du wirst eine Schaar gläubiger Schüler um Dich sehen. Wird mir das Miona ersetzen? fragte der Prophet träumerisch und traurig. Wer ist Miona, fragte Waraka.

Miona, rief Muhammed, ist meine Geliebte, meine Tochter, das Weib meiner Seele.

So laß sie kommen, rief Waraka, wenn sie wirklich Dein Weib ist, so wird sie sich freuen über Deine Erhöhung.

Ach, wüßte ich nur, wo ich sie finden könnte, ich wäre schon längst zu ihr geflohen.

Ist nicht Chadidscha Dein Weib? fragte Waraka verwundert.

Ist es nicht meinen Bitten erlaubt, mehr als

ein Weib zu haben? Chadidscha war mein Weib, jetzt ist es Miona.

Der trockene und ernste Waraka war erstaunt über diese Rede. Er hatte Etwas gehört von der Griechin, und war jetzt verwundert, aus Muhammed's Munde selbst von ihr zu hören.

So laß uns gehen und sie aufsuchen, sagte er.

Wir werden sie nicht finden, erwiderte der Verlassene. Sie ist fort; nur im Mondschein lebt sie, denn da ist sie zu Hause.

Komm nach Mecca! rief Waraka. Das ist jetzt Deine Pflicht, das Spätere wird sich Alles schon finden. Er zog ihn mit sich fort. Sie gingen nach Mecca. Als sie vor die Thore der Stadt kamen, fanden sie Alles in Aufruhr. Wo ist der Prophet? riefen mehrere Stimmen. Hier ist er! rief Waraka, Muhammed an der Hand fassend. Das ist der wahrhafte Sohn Gottes, er ist Prophet, glaubt ihm, er wird Euch führen.

Sie umschaarten ihn und riefen: Es ist Muhammed, der Sohn Ali's, der uns gegeben worden ist, er ist der wahre Prophet Gottes, es ist kein anderer außer ihm. Laßt uns ihn anerkennen und ihn krönen. Sie flochten jetzt Kränze und bekränzten ihn. Waraka begrüßte ihn zuerst als alleinigen Propheten.

Chadidscha und Fatime waren ebenfalls unter dem Volke. Chadidscha rief: Ja, es ist mein Mann, ich kenne ihn wieder; er ist der Prophet, ich kann für ihn zeugen.

Muhammed sah sie scharf an, und rief dann: Ist Euch dieses Zeugniß genügend, meine Brüder? Eine Frau spricht sich immer für den Mann aus. Diese aber lügt nicht, wurde ihm geantwortet, sie spricht die Wahrheit: Du bist Prophet; Deine Frau sagt es.

Er ist mein Mann, und hat es mir gleich zuerst gesagt; wie er die erste Offenbarung erhielt, hat er sie mir mitgetheilt. Ich war zugegen, wie der Engel Gabriel mit ihm sprach, und ich habe ihn gesehen, wie er im Götzendienst Anfechtungen hatte, und ich und meine Tochter haben ihn befreit von jenem Dämon, der sich ihm anheftete.

Muhammed erschrak, als er seine Frau so sprechen hörte. Er zweifelte nicht länger, daß sie von dem Zufluchtsort Miona's wisse, und beschloß, sie zu fragen. Der Andrang der Bekenner war so arg geworden, daß kein Zelt und kein Haus sie fassen konnte; man mußte auf offenem Markte mit einander verkehren. Waraka hielt die meisten bei sich, und ein großer Theil gruppirte sich um die beiden Frauen, die fortfuhren für Muhammed zu

sprechen und für ihn zu zeugen. Endlich ging die ganze Menge auseinander, indem man auf den folgenden Tag wieder eine Zusammenkunft verabredete. Muhammed fragte seine Frau, aber erfuhr Nichts; sie hatte die Griechin nicht gesehen, und wußte nichts Anderes von ihr, als daß sie fortgegangen, und Muhammed von diesem bösen Geiste befreit sei.

Wer sagt Dir, daß sie ein böser Geist war? fragte Muhammed seine Frau.

Ihr ganzes Aeußere zeugte davon, war die Antwort. Wenn Du Dich mit solchen Gespenstern abgiebst, dann, gieb Acht, dann geht die ganze neue Religion verloren. Sie wollen natürlich ihr Theil; Du kannst sie später nicht mehr wehren, sie überholen Dich, und Du wirst ihr Knecht.

Gott steh' mir bei, wenn meine Religion eine solche Schmach erntete! Wenn ich's erlebte, daß ich so vor allem Volke gedemüthigt würde, es wäre entsetzlich!

So lange wir leben, wird dies nicht geschehen! riefen Chadidscha und ihre Tochter, wir werden Dich beschützen und bewahren.

Und so war es auch. Jeder kleine Zugang zum Propheten wurde bewacht und beschützt. Miona fand keine Mittel, sich ihm zu nähern, so eifrig

sie auch suchte. Muhammed hatte fortwährend ängstliche Visionen von Gefahren, die er nicht kannte, die ihn aber zu umspinnen drohten. Er sah die Welt der Griechen gegen ihn entfesselt, und ein Krieg der Götter stand ihm ganz nahe bevor. Er mußte mit allen Waffen des Gebetes sich dagegen zu bewahren suchen. Oft gelang es ihm, oft aber auch nicht. Die schöne Göttin Luna oder Diana neigte sich ihm in Liebessehnsucht entgegen, und er mußte sie fliehen wie ein teuflisches Gesicht, das ihn zu versuchen kam. Oft war er zweifelhaft, ob er nicht die Rolle eines Propheten aufgeben sollte und statt dessen sich in Liebe mit Miona vereinigen. Aber alsdann erschien ihm ein Engel, und machte ihn auf sein großes Geschick aufmerksam und hielt den Spiegel der Wahrheit vor, und alsdann war er wieder eifriger als jemals seinem Berufe ergeben. Die Völker innerhalb Meccas waren ihm ganz ergeben, nannten ihn ihren Propheten und waren bereit, für ihn zu fechten. Es sammelte sich immer mehr Volks um ihn, und sein Name wurde berühmt in der ganzen Gegend.

Die Gefahren, die ihm in Mecca drohten, wurden zuletzt so groß, daß er sich in ein festes Felsenschloß zurückzog und daselbst drei Jahre

wohnte und von seinem Oheim Abu-Taleb daselbst besucht wurde. Nach Ablauf der drei Jahre ging er wieder frei hervor und begab sich auf vielfache Aufforderungen seiner neuen Anhänger nach Medina. Diese erste Auswanderung war die Flucht, von der die Moslim ihre Jahrzahl rechneten. Hier in Medina fand er nun mehrere sehr wichtige, einflußreiche Anhänger vor, mit denen er sich verband, und welche die Religion, deren Prophet er sich nannte, weiter verbreiteten. Eine ganze christliche Karavane aus Nadschran trat zu dem Muhammedismus über, und dieses Ereigniß erfreute ihn so sehr, daß er darüber den Tod seines Beschützers und Oheims Abu-Taleb fast vergaß. Auch der Tod seiner Frau fiel in diese Zeit, und er beschloß, sobald sie ausgeathmet hatte, gleich eine andere Frau zu nehmen. Die Zahl seiner Frauen wurde jetzt so groß, daß er neun noch bei seinem eigenen Tode hinterließ. Die Tochter Abubekr's war auch darunter, sie hieß Aïscha; und Haffa, die Tochter des ehemaligen Kalifen Omar, war eine der ausgezeichneten überlebenden Frauen Muhammed's. Als er nach Medina floh, im September 622, ging er mit seiner Frau und Abubekr nicht ohne Gefahr seines Lebens dahin. Er machte daselbst einen Versuch, die zahlreichen

Juden Medinas zu seiner Lehre zu bekehren, indem er ihnen Concessionen bewilligte. Da aber der Erfolg seinem Wunsche nicht entsprach, hob er die Concessionen wieder auf und erklärte die Juden für seine erbittertsten Feinde. Nachdem er in Medina eine Moschee zu bauen angefangen und wichtige Gebote für die neue Lehre hinterlassen hatte, begann er seine Kriegszüge in der Nachbarschaft, zum Theil gegen die Karavanen und gegen einzelne Feinde. Das erste Gefecht war gegen die Meccaner im Monat Ramadan, um eine aus Syrien zurückkehrende Karavane zu plündern. Die Karavane entkam, aber es fand ein heftiges Gefecht bei Bedr statt zwischen den Meccanern und den zu ihnen sich haltenden Gläubigen. Der Sieg war für Muhammed von der allergrößten Wichtigkeit. Bei Ohod gewann er ein neues Treffen. Diese Siege setzten ihn besonders bei seinen Anhängern fest und sein Ansehen wuchs außerordentlich. Die Meccaner schlossen förmlich Frieden mit ihm und erklärten ihn für ebenbürtig. Jetzt konnte er ungehindert seine Sendboten durch ganz Arabien schicken und für die neue Lehre werben. Muhammed genoß das Glück noch bei seinen Lebzeiten, die meisten der Einwohner des Landes sich unterworfen zu sehen. Im zehnten Jahre unter=

nahm er die letzte Reise nach Medina. Hier empfing er die Huldigung der Stämme durch Gesandtschaften, die ihm Treue schwuren. Die Ceremonièn bei dieser letzten Reise galten als Norm für alle späteren Wallfahrten. Nachdem er diese wichtigen Geschäfte vollbracht hatte, kehrte er nach Mecca zurück, und wurde hier von einem Fieber ergriffen; im Monat Juni 632 bereits krank, besuchte er ununterbrochen die Moschee, die an sein Haus stieß, betete und richtete, als er den Tod entschieden herannahen fühlte, an seine Zuhörer und Anwesende Worte des Abschiedes und Ermahnungen zum Festhalten an dem wahren Glauben, bis er endlich nach einem erneuten Fieberanfall in seiner Hütte und in den Armen seiner Frau starb; Aïscha war es, die ihn später noch pflegte und in deren Armen er auch starb.

Als er zum Tode erkrankt auf der Matte lag, auf der er sterben sollte, breitete er noch einmal seine Arme gegen eine Erscheinung aus, die aus der Thür der Hütte trat und ihn willkommen hieß. Es war Miona, die sich ihm zuletzt noch zeigte. Er berührte ihre Hand im Sterben und sie ließ sie kühlend auf seiner heißen Stirn ruhen.

O, meine Inniggeliebte, sagte er, so kommst Du doch noch einmal, um mich zu sehen. Habe

Dank für Deine Liebe und behalte sie meinem Stamme und der von mir gestifteten Gemeinde für's Künftige.

Ich werde bei Dir bleiben, so lange noch Dein Name genannt wird unter den Menschen! rief die schöne Griechin. Hier hast Du das Zeichen, unter dem Du siegen wirst; gebrauche es klug und weise; es wird Dir Glück bringen. Sie löste hierbei von ihrem Schmuck einen halben Mond ab, den sie ihm überreichte, und verschwand.

Muhammed gebot, daß dieser halbe Mond auf die Standarte, die er selbst geführt und die ihn in jeden Krieg begleitet hatte, befestigt werde.

Das was das Ende Muhammed's, des großen Propheten.

Vierhundert Jahre waren nach dem Obigen vergangen; der Islam hatte sich ausgebreitet über Asien und über einen Theil Europas und bedrohte sogar Wien mit einer hitzigen Belagerung. Da diente in dem türkischen Heere, das vor Wien lag, ein junger Türke, Mustapha, unter den übrigen Kriegern. Er war der einzige Sohn einer armen Wittwe, die in ihm ihr Glück sah. Mustapha war nicht, wie seine Landsleute, grausam und verfolgerisch; er übte sogar Milde und Mitleid, wo er es irgend konnte.

Bei der Plünderung eines Klosters bei Wien erschöpften sich die Türken in aller Art Grausamkeiten und das unglückliche Gotteshaus seufzte unter der Last der Ungläubigen. Nirgends war Hülfe; die armen Gottesbräute flohen unter Seufzen und Weinen, überall waren die Türken, sie ver=

folgend, sie tödtend. Unter der Abtheilung des türkischen Militairs, das gegen das Kloster wüthete, befand sich auch Mustapha. Er kämpfte gerade gegen die Klosterbewohner und bezwang sie völlig. Er stürmte mit in das Gebäude und fand eine Anzahl junger Nonnen, die sich ihm mit Bitten und unter Beschwörungen entgegenwarfen. Eine darunter war besonders schön. Noch sehr jung, schien sie wenig über sechszehn Sommer zu zählen. Mustapha nahm sich ihrer an und beschützte sie gegen die Angriffe seiner Landsleute. Er führte sie endlich mit sich fort und die junge Schöne zerfloß in Danksagungen und in Thränen. Das Kloster war zerstört, dort konnte sie nicht länger bleiben und folgte daher ihrem Beschützer, wohin er sie zu führen beabsichtigte. Wer bist Du, christliche Jungfrau? fragte Mustapha. Ein unglückliches Mädchen, erwiderte sie; denke an Deine eigene Mutter, wenn Du mich schützest. Diese Worte fanden sogleich eine Stätte in Mustapha's Seele. Er liebte seine Mutter über alle Maßen, und da die junge Schöne diesen heiligen Namen genannt hatte, that er ihr das Gelübde, sie zu schützen, und wäre es auch mit Gefahr seiner eigenen Sicherheit. Er brachte sie also in's Zelt, wo er und seine Kameraden lebten, und stellte sie seinem Hauptmann vor. Dies war

ein ältlicher Mann, sehr religiös; er nahm die junge Christin mit Liebe auf und ließ sie in seinem eigenen Zelte schlafen. Hier besuchte sie nun Mustapha. Was kann ich noch für Dich thun? fragte er sie, und sie antwortete ihm: Mache, daß Omar, so hieß der Obrist Mustapha's, mich immer mit so scheuem und ehrerbietigem Wesen ansieht alsdann werde ich geschützt und sicher sein. Mustapha konnte ihr das natürlich nicht versprechen, doch er bewachte, so viel es anging, das Benehmen Omar's und fand es ganz in der Ordnung.

Was willst Du mit dem Mädchen beginnen? fragte der Obrist eines Tages seinen jungen Soldaten.

Ich will sie mit mir in meine Heimath nehmen und sie dort heirathen.

Sie eine Christin, Du ein Moslem? antwortete der ältere Türke.

Muhammed verbietet es nicht, erwiderte der junge Soldat.

Gut, so übergebe ich sie Dir, rief Omar. Hier im Kriege ist es schwer, ein Mädchen zu hüten. Mache Dein Möglichstes mit ihr.

Mustapha warb jetzt um das christliche Mädchen, doch sie wies ihn unwillig ab. Denkst Du,

rief sie, ich werde Deinetwegen mein Gelübde brechen, das ich den Heiligen geschworen?

Aber es ist kein anderes Mittel, Dich zu retten, rief Mustapha. Alsdann, wenn Du Dich weigerst mir anzugehören, muß ich Dich wieder frei geben und Du geräthst in die Gewalt der rohen Soldaten, denen ich Dich mit Mühe entrissen habe.

Wenn Du mich hütest und bewahrest, sprach die Jungfrau, so werde ich Dich groß und angesehen machen unter Deinen Mitkriegern, denn mir ist diese Macht gegeben.

So hilf mir Dich zu schützen! flehte der Jüngling, den Willen habe ich, aber nicht die Macht.

So nimm dieses Zeichen, und wenn Du es anwendest, wird Jeder vor Dir fliehen. Mit diesen Worten löste sie von ihrem Haarschmuck einen goldenen Halbmond und reichte ihn dem Jünglinge.

Ha, wer bist Du? frug sie dieser erschreckt. Das ist das Zeichen meines Glaubens! Wer bist Du, daß Du mir das giebst, wonach Alle trachten, die hier kämpfen?

Du allein wirst der Sieger sein! Sie gab ihm nochmals ihren Segen und der junge Mustapha fühlte sich erhoben und geläutert. Du bist meine

Hoffnung und mein Leben! rief er, unter Dir ist der Sieg.

Er pflanzte das Zeichen auf seinen Turban, und sogleich, wer es nur sah, bezeigte ihm seine unbedingte Verehrung. Die Nonne blieb an seiner Seite. Es gelangen ihm einige kühne Kriegsthaten; er nahm eine Verschanzung und hieb sich durch ein Defilé hindurch, das ihm den Weg versperrte. Diese That wurde dem commandirenden Offizier berichtet, und Mustapha ward befördert. Es war nicht ganz ein Monat verstrichen, als er sich zum Adjutanten des Effendi befördert sah. Man rechnete ihm nach, daß er zur unmittelbaren Verwandtschaft mit dem Propheten sich zähle, also berechtigt sei, einen grünen Turban zu tragen. Auf diesem Turban befestigte er nun das Zeichen, das ihm die wunderbare Nonne verehrt hatte. Als der Kriegszug beendet war und ein einstweiliger Friede geschlossen wurde, ging er mit dem Effendi nach Hause. Er war dessen rechte Hand; Nichts konnte geschehen, Nichts unternommen werden, wo er nicht seinen Rath dazu ertheilen mußte; zuletzt heirathete er die Tochter des Effendi und ward selbst in die Stelle des Vaters eingesetzt. Er war jetzt

Effendi, und hatte selbst eine Anzahl Truppen unter seinem Befehl.

Die Prophezeiung der Nonne war eingetroffen. Man nannte ihn nicht anders als Mustapha Mehmed-Bey, das heißt, der von Muhammed Begünstigte. Seine Mutter war ganz glücklich, und wußte nicht genug der Nonne Dank zu sagen, denn sie war der Ueberzeugung, daß das Glück ihres Sohnes einzig das Werk dieser frommen und seltsamen Person war. Sie bat sie oft flehentlich, ihr zu sagen, in welchem Zusammenhange sie mit ihrem Sohne stehe. Die Nonne erwiderte immer: In keinem andern, als daß er ein tugendhafter junger Mensch ist, der mich beschützt hat, als ich ganz verlassen war.

Aber zu Mustapha sagte sie: Höre nun meine Geschichte und begreife dann, daß ich zu Dir gehöre und Dich fördern muß; denn Du bist aus meinem Blute entsprossen und bist einer meiner Nachkommen.

5.

Als der Urahn, der göttliche Prophet, noch auf Erden wandelte, hub die Nonne an, hatte er ein Liebesverhältniß mit meiner Mutter. Du wirst mich fragen, wer diese meine Mutter war, und ich erwidere, sie war eine Göttin, und ein großer Theil der Erde war ihr unterthänig. Sie hieß Luna oder auch Diana. Ich kam als Jüngling zur Welt und mein Name war Endymion. Da ich mit Deinem Vater lebte, war ich Weib und hieß Miona. Zerwürfniß und Spaltungen mit seiner Familie brachten unsere Scheidung zuwege. Er liebte menschlich, das heißt, mit Ausnahme der Göttin, wählte er sich eine Frau, die mit ihm das Gewand des Staubes theilte. Da konnte ich nicht länger sein Weib sein und schied von ihm.

Als er auf dem Sterbebette lag, kam ich noch

einmal zu ihm und gab ihm meinen Segen und zugleich das Versprechen, daß ich ihn und seinen Stamm nie verlassen würde. Ich habe es gehalten, nach vierhundert Jahren erschien endlich ein junger Mensch, der fähig war, meine Annäherung zu ertragen, und würdig, über mich zu urtheilen. Dieser junge Mensch bist Du. Ich entdeckte mich Dir, und fand die gehoffte Aufnahme. Als Christenmädchen nahmst Du Dich meiner an, und rettetest mich vor der rohen Schaar Deiner Soldaten. Das forderte Dank, und ich hab' ihn Dir gezollt. Jetzt aber lag es an mir, Dich zu erheben, und ich habe es auch gethan. Es war nicht meine Absicht, Dein Lager mit Dir zu theilen, darum gab ich es zu, daß Du eine reiche Frau nahmst und durch sie zu Ansehen gelangtest. Lebe nun glücklich mit dieser Frau, und denke meiner in Dankbarkeit und Ergebenheit; ich kehre in das himmlische Reich zurück, woher ich stamme.

Mustapha hörte diese Worte mit schweigendem Entzücken an. O Miona! rief er endlich, mache mich glücklich, wie Du meinen Urahn glücklich machtest. Beselige mich als Weib.

Nein, Mustapha, sagte sie, verlange dieses nicht. Dein Geschlecht ist undankbar; so wie mich die schlechte Treue und die Undankbarkeit Deines

Urahns beleidigt hat, so könnte mir es ebenfalls mit Dir begegnen; darum ist es besser, wir gehören einander nicht an.

Vergieb, Miona! rief Mustapha, Du selbst hast die Undankbarkeit des Propheten entschuldigt, warum willst Du jetzt so hart über ihn urtheilen? Versuch' es mit mir. In meinem Herzen fließt edles Blut, ich kann treu sein, und einfach und wahr lieben.

Nein, nein! rief die Nonne; das bittere Gefühl, das sich einmal in mein Herz gestohlen, läßt sich nicht wieder hinausschaffen. Ich habe Mißtrauen zu Deinem Geschlecht, und würde nie an Deine Liebe glauben.

So bleibe wenigstens bei mir. Verlaß mich nicht!

Und welche Rolle sollte ich bei Dir spielen? fragte die junge Griechin verwundert. Würde ich als Jüngling bei Dir weilen, verstieße ich gegen die Gesetze Deiner Religion, und bliebe ich als Weib bei Dir, würde ich die Pflicht, die Du gegen Deine Gattin hast, verletzen. Also geht es auf keinen Fall.

Was meine Gattin betrifft, so würde ich sie zu bereden suchen, Dich als ihre Freundin und Genossin anzunehmen. O Miona, bleibe bei

mir. Mir ist's, als wenn mein Glück dann auch bliebe.

Es darf nicht sein, Mustapha! Lebe wohl.

Mit diesen Worten erhob sich die himmlische Erscheinung in die Luft, und verschwand vor den Augen des jungen Türken, der ihr lange schwermüthig nachsah. Sie ist fort, seufzte er vor sich hin, ich werde nun unglücklich sein; arm und wieder in meine frühere Niedrigkeit zurücksinken.

Aber dem war nicht so. Sein Glück blieb, und es stieg immer höher und höher.

Er wuchs in Weisheit und Erfahrung immer mehr; seine Stimme wurde im Rathe gehört.

Als die Religion eines neuen, kräftigenden Antriebes bedurfte, wurde er erwählt, diesen ihr zu geben, und er wählte sorgsam jedes Mittel, das ihm dazu gemacht schien. Er reiste umher und prüfte alle Anstalten, die mit der Religion zusammenhingen, und wo er einen Mißbrauch oder eine tadelnswerthe Einrichtung fand, kam er hinzu und sie mußte seinen kräftigen Bemühungen weichen. So gewann er sich den Namen des zweiten Propheten. Er bestätigte alle die Satzungen seines Vorfahren und bestimmte über Krieg und Frieden. Auch die jährlichen Wallfahrten ordnete er und setzte ihre Zahl auf drei jährlich fest. Er selbst

ging fast alle Monate nach Mecca, sah sich dort das Haus an, in welchem der Prophet gelebt, und kräftigte und bestätigte die Gemeine. Sein Weib Fatime folgte ihm überall nach. Er lebte mit ihr im besten Einverständniß. Auch seine drei Kinder waren ihm lieb, und er hatte es dahin zu bringen gewußt, daß der älteste, der Mustapha, wie er selbst, hieß, von Miona gesehen und gesegnet worden war.

Als er starb, folgte ihm der Segen der Seinigen und zahlreicher Anhänger und beglückter Menschen nach, und Miona erschien, ihn zum letzten Mal in die Arme zu schließen. In ihren Armen verschied er.

6.

Eine finstere Zeit war über den Islam gekommen; er schwand sichtlich hin und verkümmerte unter den äußeren Einflüssen. Seine Bekenner waren nicht eifrig genug, ihn gegen seine Feinde zu schützen. Christen und Juden theilten sich in die Erbschaft Muhammed's. In dieser Zeit lebte in Coimbra ein junger Arzt, mit Namen Ali. Er war gescheidt und trieb die Wissenschaft auf einen hohen Punkt, von wo er sie zu behandeln wußte, daß sie vielen Menschen nützlich war und großen Einfluß gewann. Der junge Arzt Ali ward bald so berühmt, daß ihn die Fürsten suchen ließen und er überall seinen Rath geben mußte. So wurde er auch eines Tages in den Palast eines reichen Spaniers geboten, der ihm mit den Worten entgegenkam: Meine Tochter ist krank, Niemand kann sie retten, willst Du es übernehmen, gebe

ich sie Dir zum Weibe und die Hälfte meines Besitzthums dazu.

Ali sah sich das junge Mädchen an, sie gefiel ihm, und er wandte die Mittel an, die er hatte, um sie zu heilen. Es ging schwer und er mußte immer wieder versuchen, die Gewalt der Krankheit war größer als seine Kunst; endlich aber gelang es doch. Er stellte sie völlig her und der dankbare Vater sah sich ihm verpflichtet. Er wandte sich zu seiner Tochter und fragte sie: Wisse, Elvira, um Dich zu heilen, habe ich damals den Schwur gethan, Deinen Arzt Dir zum Manne zu geben, wenn er Dich heilen würde. Willst Du nun mein Wort erfüllen und ihn zum Manne nehmen?

Mein Vater, rief die junge Spanierin erröthend, bedenke: der Arzt ist muhammedanischer Religion. Wie ginge das mit mir, da ich katholisch erzogen worden bin?

Ich zweifle nicht, rief der Vater, daß der Arzt seine Religion aufgeben werde.

Nein! rief Ali fest, das wird er nicht thun. Elvira, kannst Du mich nicht heirathen, ohne daß ich Christ werde? —

Ich werde mich bedenken! sagte sie. In ihrer Antwort lag deutlich ihr Bekenntniß verborgen.

Sie wollte nicht; ihre Liebe war nicht stark genug, um den Gegenstand des Religionsbekenntnisses zu umgehen. Ali hörte diese ihre Worte und fragte nicht weiter nach. Er blieb unvermählt.

Als er wieder in sein einsames Haus trat, kam ihm ein junger Mensch entgegen, der sich ihm als Gehülfe und als thätiger Diener anbot. Ali sah ihn sich an, er gefiel ihm und er nahm ihn in Dienst.

Wie heißest Du? fragte er.

Zurim, erwiderte der Diener.

Gut, Zurim. Halte die Werkstatt ordentlich rein und mache auch alle Gefäße sauber, die ich in Arbeit gehabt; Deinen Lohn sollst Du erhalten.

Zurim arbeitete Tag und Nacht, bis er die Werkstatt und alles ihm Aufgetragene gehörig geputzt hatte. Diese Aufmerksamkeit und diese Thätigkeit gefiel Ali ungemein und er gewann den jungen Zurim lieb, der neben ihm schlief und ein Zimmer neben dem seinigen hatte.

In einer Nacht trat Ali an das Bett des jungen Dieners, weckte ihn und trug ihm ein Geschäft auf. Zurim erhob sich, konnte sich aber nicht so geschwind anziehen, daß Ali nicht seinen Körper hätte sehen sollen. Er rief in Verwunderung aus: Wie, Zurim, Du bist ein Weib?

Verstoß' mich deshalb nicht! bat der Knabe. Ja, ich bin ein Weib, das Dich schon lange verehrt hat und zu Dir in Liebe entflammt ist, seitdem sie weiß, daß Du die reiche allmächtige Spanierin von Dir gestoßen hast. Von diesem Augenblicke an behandelte Ali Zurima, wie er sie jetzt nannte, anders, mit mehr Rücksicht und Theilnahme. Er bat sie, das zu thun, was er ihr vorhin befohlen hatte, und sie that Alles mit dem sanftesten Gefühl des Gehorsams. Nichts konnte lieblicher sein, als die junge Magd bei diesem zwar noch jungen, aber durch seine Grundsätze gemäßigten Herrn. Alles geschah durch Liebe und in Liebe.

Zurima, willst Du mein Weib sein? fragte Ali sie eines Tages.

Dein Weib, Ali? Ach, fordere das nicht, rief die junge Sklavin.

Warum nicht? fragte er nun. Bist Du etwa auch Christin?

Nein, ich bin dasselbe, was Du bist. Aber Du bist weit vornehmer, als ich; Du schreibst Deine Abkunft vom Propheten her. Ich bin Nichts als eine niedere Magd. Mein Vater war Tagelöhner.

Gut, so sei die Meine! In Stelle jener hochmüthigen Spanierin sei mein!

Ich darf Dich nicht mir zugesellen, rief die Sklavin. Frage mich nicht, warum; aber ich darf es nicht. Willst Du erlauben, daß ich Dir nach wie vor diene, so erfüllst Du alle meine Wünsche.

Das kann ich nicht erlauben, denn ich fühle Liebe zu Dir, und es würde nicht gehen, daß ein Mädchen bei einem jungen Arzte dient, ohne daß die Vorurtheile sie verdammen und auch meine Ruhe angriffen.

So werde ich denn wieder von Dir gehen, sagte Zurima traurig und fast weinend.

Nein, nein! das wirst Du nicht. Du bleibst bei mir, rief Ali.

Eine Zeit lang ging es nach dem Alten, dann aber erneuerten sich Ali's Anträge, und Zurima, um nicht undankbar zu erscheinen, wählte eine Zeit, wo sie ihrem Herrn Folgendes eröffnete: Ich kann nicht Dir gehören, o Ali, weil ich schon Dein bin. Ich bin von demselben Geschlecht, wie Du, derselben Abkunft. Dein Urahn, der große Prophet, war mein Gemahl; ich habe ein mehr als sechshundertjähriges Alter.

Wie ist das möglich? rief Ali; Du scheinst mir wenig mehr als achtzehn zu zählen.

Und doch ist dem so, wie ich sage. Ich habe an der Seite Muhammed's gelegen, und deshalb

kann ich nicht Dein Weib werden. Meine Abkunft ist von den Göttern. Meine Mutter war eine Göttin.

So sei mein! Du knüpfst das Glück an einen Frechen.

Ich werde bei Dir sein, so lange Du lebst, rief die Erscheinung, doch mehr fordere nicht!

Wie ist Dein eigentlicher Name?

Endymion.

Gut, Endymion! Sei mein, und sei als mein Weib mir unterthänig, dann bin ich zufrieden. Ich verlange kein anderes Bündniß.

Die Menschen kennen die Treue nicht, rief die junge Griechin; es ist nicht wie bei uns Göttern. Ihr geht von Einer zur Andern, und so würde ich von Neuem betrogen. Das darf nicht sein.

Und sie blieb bei ihrer Weigerung, was Ali auch sagen mochte. Sie verließ ihn, als sie sah, daß sie Nichts ausrichtete mit ihrer Weigerung, und daß der junge Türke immer stärker forderte und wünschte. Er wurde, als er sah, daß er seinen Zweck nicht erreichtete, ein berühmter Arzt, zog überall umher und förderte auch seine Religion. Zuletzt gab er das medicinische Fach ganz auf und lebte nur der Religion. Er förderte sie ganz außerordentlich.

Er starb zuletzt als unbeschreiblich gepriesenes

Licht der Wissenschaft und der Religion. Der muhammedanische Glaube wurde durch ihn wieder belebt und erweitert. In der ärztlichen Wissenschaft gründete er ein neues System, und alle seine Bewunderer wurden seine Anhänger und blieben ihm treu bis an's Ende. Er starb, und bei seinem Tode erschien ihm Miona und segnete ihn. Er starb in ihren Armen.

7.

Es war beinahe dazu gekommen, daß der Islam ganz verlöschte auf der Erde, daß seine Feinde ihn bekriegten und ihn unter sich brachten. Die vereinigten Kräfte Rußlands fochten gegen die Frankreichs und Englands; Rußland, um den Islam zu stürzen. Vor Sebastopol waren sie vereinigt, und dort diente ein junger arabischer Krieger, Namens Achmet, mit ausgezeichneter Tapferkeit.

Achmet war der Sohn eines Bassa und in Konstantinopel erzogen worden. Er war vierundzwanzig Jahre, als er in den Krieg zog. Eine große Zukunft war ihm prophezeit worden; doch war davon noch wenig eingetroffen. Der Bassa liebte diesen Sohn außerordentlich; wo es irgend Gefahr gab, da erlaubte er ihm nicht vorzudringen. Deshalb gingen mehrere Gelegenheiten, wo

er sich hätte auszeichnen können, nutzlos vorüber. Ein junger englischer Offizier sah diese mißliche Lage des ehrgeizigen Türken, und schloß enge Freundschaft mit ihm. Achmet, sagte er ihm eines Tages, willst Du meinem Rathe folgen? — Gern, war die Antwort, wenn Du mir das räthst, was mir und meinem Ruhm nützlich ist. Morgen stürmen wir die Veste, sei mit uns! rief der Freund. — Ich darf nicht, sagte Achmet; morgen giebt mir mein Vater die Besorgung der Gefangenen, die ich fortführen muß. Das thust Du nicht, Achmet, sondern kommst zu uns! Die Gefangenen können auch ohne Dich nach Hause kommen; Du bist uns nöthig, und es kann auch morgen Etwas geben, was Dich mit einem Male weiter bringt, als Du in Jahren gekommen bist.

O William, wenn Du wüßtest, wie grausam streng mein Vater ist, wie es kaum möglich ist, ihn zu täuschen, Du würdest so nicht zu mir sprechen.

Ich spreche so zu Dir, weil ich in Dir den Mann von Muth erkannt habe; ich will noch mehr thun, ich will Dich unserem Oberanführer vorstellen; er vertheilt die Plätze morgen, und ich kann hoffen, daß er Dir den wichtigsten und entscheidendsten geben wird.

Wenn das wäre, wie glücklich wäre ich dann! rief Achmet begeistert. Ich wollte fechten, daß unsere Feinde nicht wüßten, ob ein Mensch oder ein Gott sie überfiele.

Gut, komm mit mir zum Anführer. Sie gingen Beide, und der junge Türke wurde vorgestellt.

William sagte Einiges zu seinen Gunsten, und der Oberst Mac-Farian nahm ihn sogleich in Dienst, und gab ihm den Posten, der gleich nach dem jetzigen Anführer kommt, und der in der Vertheidigung einer Schanze bestand, die man rechts an einem sehr gefährlichen Posten aufgeworfen hatte. Hier, mein junger Freund, wo der Kampf angeht, wirst Du entweder sterben oder Du wirst siegen, in beiden Fällen wird Dein Name genannt werden, und Du wirst zur Entscheidung des Kampfes beigetragen haben. So sprach der oberste Kriegsaufseher. Der Kampf begann, der Feind richtete die Hauptmacht seines Feuers auf jene Schanze, und mehrere Stunden blieb Achmet einem erbitterten Angriff ausgesetzt. Neben ihm fielen die Genossen und die türkischen Soldaten zu Boden, er aber stand unverrückt auf seiner Stelle. Da kam sein junger englischer Freund zu ihm. Gut, Achmet, so hab' ich Dich mir gedacht, rief er. Halte Dich fest, es ist bald

zu Ende. Und er ergriff sein Doppelrohr, zielte, und der Schütze, der eben einen Angriff, auf Achmet beabsichtigte, fiel getroffen nieder. Man eilte, seine Stelle mit einem andern zu besetzen, aber ehe dies geschehen konnte, that Achmet schon seine Schüsse, und der Posten war so gut wie verloren. Der wieder aufgestellte Feind wurde ebenfalls vom Engländer niedergestreckt, so wie er sich zeigte, und so geschah es, daß Achmet Sieger blieb und die Schanze vom Feinde nicht erobert wurde. Bald ging von hier aus der Sieg auch anderwärts hin, und nun war der Feind verloren; eine Mine, die gelegt worden war, sprang in die Luft, und Sebastopol war erobert. Man schrieb den Sieg allgemein dem unerschrockenen Türken an der Schanze zu. Achmet aber wußte, daß sein Freund, der junge Engländer, die hauptsächlichste Ursache des siegreichen Kampfes war, und er suchte ihn deshalb auf, um ihm zu danken.

Du bist der Sieger, rief Achmet zum Engländer.

Wer sagt Dir das? fragte Jener trocken; Du hattest den Posten, also bist Du es.

Gewiß, ich hatte den Posten, aber wer war es, der den feindlichen Krieger niederschoß? und

zu hast Du dies auf eine bewundernswürdige Art vollbracht. Fast möchte man Dich mit übernatürlichen Kräften ausgestattet wähnen. Wer lehrte Dich so gut zielen und so richtig treffen?

Der junge Engländer schwieg.

Sprich, wer bist Du? fragte Achmet. Ich muß Dich kennen lernen.

Lernst Du mich nicht schon kennen? sagte der junge Mann. Sind wir nicht schon Freunde!

Freunde? rief Achmet, Du bist mehr als mein Freund. Ich liebe Dich.

O wie himmlisch ist das! rief der junge Engländer, und drückte zärtlich seinen Freund an seine Brust. Liebe mich, wie ich Dich liebe!

Folge mir nach Hause. Mein Vater ist reich und vornehm, Du sollst es gut haben.

Ich kann mich von meinem Volke nicht trennen, rief der Engländer; doch komme Du zu mir.

Nimmermehr! Wo denkst Du hin, unter Ketzer weilend, mein Land und meine Religion verlassend? Mich bringst Du nicht vom Heimathboden.

Der Oberbefehlshaber, der von den Thaten Achmet's gehört, überschickte ihm, als Sebastopol gefallen war, das wichtigste Ordenszeichen, das

er zu vergeben hatte, und von seiner Seite wurde er zum Bassa ernannt. Der Vater schloß ihn in seine Arme und wünschte sich Glück zu einem solchen Sohne.

Du würdest mich nicht mehr in die Arme schließen, sagte Achmet, wenn hier mein Freund nicht wäre; er hat mich im Zeitpunkt der Gefahr beschützt und den Feind niedergestreckt.

Großmüthiger Mann, sei unser Gast, komm mit zu mir.

Er will nicht, sagte Achmet; es zieht ihn nach Hause, zu den Seinen.

Ein treuer, edler Mann, rief Achmet's Vater, womit kann ich Dir dienen? Willst Du Gold, willst Du Schätze? sie sollen Dir gewährt sein.

Ich besitze so viel, als ich bedarf, sagte der Engländer, doch willst Du mir eine Wohlthat erweisen, so gieb mir Achmet, daß ich mit ihm lebe, wie Mann mit Mann lebt, und daß ich ihn ermuntere und stärke, bei seinen Grundsätzen auszuharren, denn mit ihm geht eine neue Periode für den Islam an.

Du hast eine eigene Kraft der Ueberredung; man kann Dir nicht widerstehen. So nimm ihn und laß ihn wieder zu mir kommen, wenn er es will. Versprich mir das.

Ich verspreche Dir, er soll reisen können, wenn er es will.

Mit dieser Bedingung reiste Achmet nun zu seinem Freund nach England. Der Freund besaß ein schönes Landgut, dort lebten die beiden Freunde in Sang und Freuden lange Zeit. William schloß ihn in seine Arme und rief: O wenn ich ein Weib wäre, wie würde ich Dich lieben, Achmet!

Ich würde Dir ganz gehören, antwortete der Türke. Warum bist Du kein Weib?

Ich kann es werden, wenn Du mir versprichst, mir treu zu sein und keine andere Frau neben mir zu besitzen.

Wie kannst Du daran zweifeln?

Und aus dem Engländer wurde Miona, die bekannte. Achmet schloß sie entzückt in die Arme. Mein schönes Weib! rief er. O, nun ist es gut! Wer bist Du eigentlich?

Dein Schutzgeist, Achmet; der Geist, der bestimmt ist, Dich zu retten, darum that ich das für Dich, was Du gesehen hast.

So kanntest Du mich schon früher? fragte Achmet.

Gesehen hab' ich Dich nie. Aber ich wußte, daß Du kommen würdest, schon mehrere Jahr=

hunderte voraus. Ich bin Deinem Stamme angeeignet und wache für sein Wohlsein. Erst war ich die Geliebte des Propheten.

Wie, des Propheten? rief Achmet. O sprich, wie war das möglich?

Ich lebe schon sehr lange. Der Prophet hatte ein Verhältniß mit meiner Mutter.

Wer war die?

Eine Göttin. Luna oder Diana. Eine griechische Göttin, die im Alterthume viel galt.

So schließ' ich ihre Tochter in meine Arme! rief Achmet, außer sich vor Entzücken. Bleibe bei mir. Mit Dir werde ich immer Glück haben.

Wozu willst Du dieses Glück nützen?

Wozu? Kannst Du noch fragen? Um meine Religion zu stützen, ihr dauernden Halt zu geben. Dieser Sieg, den wir jetzt erfochten haben, ist nicht genug; es muß mehr geschehen, und ich will es thun. Rede nur für mich bei meinem Vater. Dir gehorcht er unbedingt; er wird mich auf Deine Bitte freigeben, daß ich thun kann, was ich will.

Ich werde es versuchen, rief Miona. Doch jetzt wollen wir noch der Liebe pflegen und glücklich sein. Sie schlossen sich von Neuem in die Arme.

Als Achmet wieder zu den Seinigen kam, fand

er den Vater erkrankt. Er segnete ihn und starb. Miona gab sich ihm zu erkennen. Sei bei ihm bis an's Ende seiner Tage! rief der alte Vater, dann werde ich ruhig sein. Nun, da der Alte todt war, fing Achmet, der seine Würde und seinen Reichthum erbte, ein neues Leben an. Er führte nothwendige Reformen in der Religion ein und setzte die ganze Angelegenheit auf einen besondern Fuß. Er fand viele Genossen und Freunde, die bei ihm blieben und ihm halfen die Religionsverbesserung einzurichten; auch Miona war ihm als Mann zur Seite und gab ihm gute Rathschläge. Er machte die Flucht nach Mecca fünf Mal in seinem Leben, und an diesem Orte zeigte ihm Miona das Haus und die Einrichtung des Propheten. Er betete an dieser heiligen Stätte und kam dann gestärkt zurück.

Während er den Posten eines Reformators der Religion bekleidete, flossen ihm viele Einkünfte zu, die er alle auf wohlthätige Weise vertheilte, so daß er ein Segen für die Armuth wurde. Er starb endlich gebenedeit und glücklich, von all' seinen Nachkommen gesegnet. Miona schloß ihn in ihre Arme und weinte an seinem Sterbebette. Es war das letzte Mal, daß sie zu den Sterblichen herabkam. Jetzt flog sie wieder in die Höhe

und weilte bei ihrer Mutter; nur wenn sie fand, daß einer der Nachkommen des Propheten sich thätig bewies in Sachen des Glaubens, dann fühlte er ihre geheime Gegenwart, besonders wenn der Mond hell schien und der Wechsel desselben eintrat. Sie kam aber nicht mehr selbst herab. Mit Muhammed blieb sie in dem Paradiese, das für die ächten Bekenner der Lehre gegründet war.

So schenkte Gott seinem Liebling, dem großen Propheten, einen sichtbaren Engel, der immer um ihn war und seine Angelegenheiten führte und leitete; auch ihn selbst und seine Anhänger vor jedem Unglück bewahrte. Nie wird Muhammed's Lehre genannt, ohne daß man nicht auch des Engels Erwähnung thäte, der ihm beigegeben war, und dieser Engel war Endymion.

Die interessante Dame.

Die interessante Dame.

Wer im Frühling des Jahres 1802 nach Florenz kam, konnte dort eine schöne Frau bemerken, die einsiedlerisch für sich lebte, und höchst anmuthig ausschaute in ihrem schwarzen Anzug, mit der stillen, sanften Leidensmiene immer dieselbe. Wer ist die interessante Dame? fragte man.

Eine Deutsche! war die Antwort.

Ei, und wie heißt sie?

Eine Fürstin Stolberg. Dies ist ihr Taufname.

Und wessen Wittwe ist sie?

Eines sehr merkwürdigen Mannes. Des Herrschers von Großbritannien, des Königs Karl III.

Man erstaunt hier, einen König genannt zu hören, da auf dem Throne von England bereits einer saß

aus dem Hause Hannover. Man erfuhr bei näherem Nachforschen, daß sie die Wittwe des Prätendenten Stuart war, der sich von seinen Anhängern Karl III. nennen ließ, der aber nie den Thron von England inne gehabt hatte. Nicht deswegen war die Dame sehr anziehend und interessant; sie hätte es nicht mehr sein können, wenn sie die Wittwe eines wirklichen Königs gewesen wäre. Neben ihr saß ein junger Mann, offenbar ihr steter Begleiter und Freund. Er sah ebenfalls traurig aus, und beide Gesichter schienen von einem Zuge der Theilnahme belebt. Wer ist ihr Begleiter? fragten die Neugierigen.

Ebenfalls ein berühmter Mann, tönte die Antwort, der Dichter Alfieri.

O, diese Dame müssen wir kennen lernen.

Das wird schwer zu erreichen sein. Sie sieht Niemanden bei sich und lebt völlig einsam.

Wo?

Auf einer schönen Villa, die der Familie Gianfigliazzi gehört hat, und welche die Aussicht auf die Gebirge von Carrara hat.

Führen Sie uns zu ihr.

Unmöglich, Herr. Sie sieht und empfängt Niemanden. Glauben Sie nicht, daß der Zudrang

zu ihr ein unermeßlicher ist? Aber es wird Niemandem der Eintritt gestattet.

Wir können doch nicht abreisen, ohne sie gesehen zu haben.

Ich weiß wirklich nicht, was hier zu machen ist?

So muß man mit dem Dichter den Anfang machen. Er ist Dichter, wir haben Einen unter uns, der Verse macht. Geschwind ihn herausgeholt und mit ein paar starken Schmeicheleien dem Dichter vorgestellt; dann ist die Sache abgemacht.

Ich zweifle, daß es so rasch gehen wird. Der Dichter Alfieri ist eine Art Hypochonder. Er sieht Niemanden und hält auch, unter uns gesagt, von den jetzigen Dichtern Nichts. Es wird unmöglich sein, ihm irgend Jemanden vorzustellen.

So muß man das Haus stürmen. Wo eine interessante blasse Frau wohnt, an der Seite eines berühmten Dichters, da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn man sich nicht Eingang verschaffte.

Versuchen Sie Ihr Glück; ich kann Nichts dazu thun.

Die Gesellschaft, welche die Neugierigen spielte, verließ ihren Führer, den sie einen Schwachkopf, einen feigen Menschen nannte, und versuchte

auf eigene Hand ihr Glück. Es gelang indeß nicht; mit aller Mühe kam man nur bis zum Vorsaal des Hauses, der in einem Gebüsch von Myrthen und Orangen lag, da erfuhr man von einem derben pausbäckigen Bedienten, daß die Herrschaft nicht zu Hause sei. Als man dessen ungeachtet in das Haus eindringen wollte, wurde die Thür vor der Nase zugeschlagen.

Man mußte unverrichteter Sache wieder umkehren. Der Führer hatte wahr gesprochen, es war eine Unmöglichkeit, mit dieser interessanten Frau eine Bekanntschaft anzuknüpfen.

Ein kurzer Abriß aus der Geschichte der Stolberge.

Wer hat nicht den Harz gesehen, den Brocken und seine nächste Umgebung? Es ist eine ächt vaterländische Gegend. Die Einsamkeit deutscher Waldungen geht Einem hier auf, und man erkennt tausend Sagengebilde und wunderliche Begebenheiten in diesem Gebirgswalde. Es ist eine dunkle, schauerliche Poesie, die sich hier versammelt. In der ersten Mainacht sieht man einen langen, gespenstischen Zug aus allen Gauen Deutschlands aufbrechen, um sich auf dem Brocken zu versammeln. Wenn es in der ersten Mainacht stürmte, wenn die Gewässer, befreit vom Eise, durch die Einöde der Föhrenwaldung tobten, wenn der Mond durch die zerrissenen Wolken in die schwarzen glitzernden Wellen des Mühlbachs

schaute, der unheimlich rauschte und brauste in der Nacht, dann nahm die Müllerin ihr Kind fester in die schützenden Arme, und die Familie flüchtete sich, eng zusammenrückend am Herd, um die Flamme desselben, der Erzählungen lauschend, die dem alten Großvater von den runzelvollen Lippen entglitten. In dieser Nacht getraute sich der Jäger, der spät heimkehrte, nicht hinauf zu sehen zu der hellen Mondscheibe am nächtlichen Himmel, nach dem Tumult der Wolken oben, immer fürchtend, er sähe die grauen flatternden Leiber der Gottverfluchten, wie sie gegen den Sturm arbeitend, auf ihrer entsetzenvollen Reise dahintrieben, er getraute sich nicht hinzusehen, wenn im Gipfel der Fichte die Aeste der Krone sich ächzend beugten, immer besorgt, eine der Larven habe sich im Laubgeflecht verfangen, und arbeite jetzt, ihr Gewand loszumachen. Der Fischer, der noch spät den Waldsee befuhr, kehrte heim, ohne dem Widerschein auf dem Wasser nachzuspüren, denn ihm ahnete, daß es gespenstische Frauen seien, die ihr grünes Haar in der nächtlichen Flut baden und Dem, der ihnen nachspürt, starre Leichengesichter entgegenhalten. In einer solchen Nacht zeigt sich der Harz in seiner schauerlichen Größe, er ist umsponnen von einem ungeheuren Mährchennetz.

Alles lebt, Alles regt sich auf ihm; aber es ist ein Leben, vor dem die Creatur schauert. Oben auf dem Gipfel sitzt der Unaussprechliche, furchtbar und schrecklich anzuschauen, in der Gestalt eines schwarzen Bocks, und die Weiber kommen und küssen ihm die schwarzen, scheußlichen Beine. Diese Nacht wählt gerade der Dichter, um in ihr zu schwärmen. Er geht dem Sturm entgegen, die feuchten Locken dem Brausen hingebend, die offene Brust die Fülle der köstlichen Nachtfrische einathmend: so geht er, oder vielmehr so flieht er, mit Titanenschritten den Gipfel erklimmend, und oben angelangt, breitet er seine Arme aus, und ist bereit, seine Seele mit den tausend und abertausend Schrecken um ihn her zu vermählen.

Deutsche Dichter haben diesen wundersamen Wald immer geliebt.

Man denke an den Zug der Minnesänger, der ihn durchwandelte, um den Sängerstreit auf der Wartburg zu beginnen; man denke an jene anmuthig beredte Landgräfin Sophie, die bei diesem Streite die Preise vertheilte, und das Unglück hatte, ihren Liebling besiegt zu sehen, aber auch zugleich das Glück, ihn unter ihren Gewändern vor seinen Verfolgern verstecken zu können. Damals hörte der Thüringische Wald die provençalischen

süßlichen Weisen, die Madrigale und Sonette aus dem Thal der Vaucluse; allerdings wundersame Klänge in diesem Walde, der noch widerhallte von dem Schlachtgesang der alten Teutonen und dem mystischen Chor ihrer Druiden.

Man sieht daher, diese Gegend ist reich an vaterländischem Leben, in Liedern, in Sagen wie in Thaten. Ein Schloß und ein Geschlecht, mitten in diese Gruppe von Erinnerungen gesetzt, auf einen so günstig gelegenen Boden gestellt, wie sollte das nicht in Kraft und Bedeutung emporblühen? Und so ist's auch mit den Stolbergen geworden.

Eines der ältesten Geschlechter Deutschlands, rankt es seinen Stammbaum in gewaltiger Höhe; es theilte ihn vor Alters in die Harz- und in die Rheinlinie. Nachweisbar ist Graf Christoph, geboren 1567, gestorben 1638, der Stammvater der jetzt noch blühenden Zweige. Von dem ältesten Sohne ward die Hauptlinie in zwei Aeste getheilt, die Stolberge zu Ilsenburg, die 1710 ausstarben, und die zu Wernigerode. Die Letzteren erlitten eine nochmalige Theilung; die Linie wurde abermals in drei Aeste gesondert: Stolberg-Wernigerode, das noch blühende Geschlecht, dann Stolberg-Gedern, 1742 in den Reichsfürstenstand er-

hoben, aber 1804 in männlicher Abstammung erlöschend, und endlich Stolberg-Schwarza, 1748 mit ihrem Stifter, Heinrich August, absterbend. Johann Martin, der jüngere Sohn des Ahnherrn Christoph, stiftete die jüngere Stolbergische Linie, deren beide Aeste, Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla noch blühen. Beim Absterben der Fürsten von Stolberg-Gedern kam die in der Wetterau gelegene Grafschaft Gedern an das Haus Wernigerode, so daß dieses jetzt als der Haupt- und Stammsitz der Familie zu betrachten ist. Der jüngern Linie gehört die Grafschaft Stolberg in Thüringen. Diese sowohl als die Hauptlinie bekannten sich zur protestantischen Kirche, nur die Familie des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der bekanntlich 1800 zur römisch-katholischen Kirche übertrat, macht von dem herrschenden Glaubensbekenntniß eine Ausnahme.

Es ist kaum möglich, den Namen Friedrich Leopold zu Stolberg zu nennen, ohne zugleich die Schicksale dieses Mannes und seines Bruders zu berühren. Es sei kurz derselben Erwähnung gethan, ehe wir zu den Frauen übergehen. Wir müssen hier an den Kreis von Dichtern und Dichterlingen erinnern, die sich um Gleim in Halberstadt, um Jacobi in Pempelfort und um Sulzer

und Rabener in Berlin sammelten. Die beiden Brüder, Grafen Stolberg, wanderten von einem dieser Musensitze zum andern, ließen sich von Jacobi hätscheln, von Gleim vergöttern und küssen, von den Berlinern elegant bekomplimentiren. Die erste Jugend der beiden Brüder fiel in die teutonische Begeisterung, in die Cherusker-Zeit, in das affectirte Bardenthum, zu der Klopstock die Jugend Deutschlands heranlockte, und deren Schauplatz Göttingen bildete. Es breitete sich eine ungeheure Rohheit über alle Genossen dieses Bundes. Die beiden Grafen waren mit den Rohen roh, mit den Excentrischen excentrisch; aber lange hielten sie es nicht aus, sie trennten sich vom Bunde und zogen, Gedichte spendend und Liebschaften anknüpfend, in Deutschland umher. So fand sie Goethe, und zog mit ihnen umher. Trotz ihrer jetzigen mildern Gesinnung hatten die beiden Brüder doch noch so viel von dem Urdeutschthum beibehalten, daß sie den stillen Gegenden der Schweiz unendliches Aergerniß bereiteten und den spießbürgerlichen Anstand auf eine betrübende Weise verletzten, wie wir in Goethe's Erinnerungsblättern sehr ergötzlich zu lesen bekommen. Endlich wurden die Brüder still und nachdenklich; Friedrich Leopold ging in die Betkapelle zu Münster, in

deren heiligen Schatten schon die schlanke Gestalt der Gräfin Galitzin verschwunden war. Er schwur den protestantischen Glauben ab, und diese That machte unbegreiflicher Weise ein nicht endendes Aufsehen in Deutschland. Der alte Barde Johann Heinrich Voß, ein Ueberbleibsel jenes Göttinger Bundes, ein Mann, der sich darin gefiel, derb roh und poetisch bis an's Ende seiner Tage zu bleiben, ein Mann, der mit Holländer Uebersetzungen und Holländer Flüchen Deutschland erfüllte, ein Bauer im Leben und ein noch viel ärgerer Bauer in der Literatur, fiel mit den allerärgsten Schmähungen über den armen katholisch gewordenen Grafen her, und er war es eigentlich, der diesen gewaltigen Spectakel verursachte. Die Thatsache selbst war gar nicht so wichtig.

Was die dichterischen Productionen der beiden Brüder betrifft, so waren diese auch nicht sehr bedeutend und beschränkten sich auf Nachahmungen der Dichterweise ihrer begabteren Freunde. Man entdeckt Reminiscenzen und Anlehnungen an Hölty, Bürger, Voß, Gleim, Kleist, und später an Goethe. Eigenes und Eigenthümliches giebt es wenig; doch können immerhin des ältern Bruders Uebersetzungen des Sophokles in fünffüßigen Jamben und die Chöre in lyrischem Sylbenmaße, und des jüngern

Zeitgedichte als bedeutsame Erscheinungen beansprucht werden. Friedrich Leopold gab auch, nachdem er katholisch geworden, eine „Geschichte Jesu" heraus, die der Papst in's Italienische übersetzen ließ. Unter den Frauen des Geschlechts ist nächst Louise gleichfalls Auguste Stolberg bekannt geworden, indem auch sie das Geschick in den Verkehr mit einem Dichter brachte, freilich in einen sehr kühlen, wenn nicht beinahe sogar frostigen von Seiten des Dichters; denn Goethe's Briefe an Auguste Stolberg sind ein Zeugniß, wie wenig der große Poet Willens war, seine in Jena aufgespeicherten Schätze nach Außen hin zu vergeben. Die Gräfin nimmt ihm dies auch nicht übel; sie betrachtet ihn, wie eine Andächtige ihren Beichtvater. Ganz zufrieden, ihm in unaufhaltsam fließenden Bekenntnissen ihr Herz ausgeschüttet zu haben, begnügt sie sich gern mit ein paar undeutlich gemurmelten Worten, die ihr aus der Tiefe des Beichtstuhles entgegentönen. Frauen, die nicht lieben, denen es nur darauf ankommt, die Phantasie rege zu erhalten und den Geist auf der frisch bewegten Welle der Gegenwart tanzen zu lassen, ist es ganz recht, wenn sie den Mann, mit dem sie verkehren, nie zu Gesichte bekommen; sie tragen auch kein Verlangen danach, sich mit ihm, wie mit einem Individuum, zusammen-

geführt zu sehen. Mit Frauen, die da lieben, ist es freilich etwas Anderes: denen ist gerade die sichtbare und faßbare Gegenwart der Person die Hauptsache, und der schönste Gedanke, das lieblichste Phantasiespiel ist ihnen nicht so viel werth, als ein einziger Blitz des Auges, ein Lächeln des Mundes, ein Druck der Hand. Gräfin Auguste war ganz zufrieden mit ihrem marmornen Gott in Weimar, den sie nie von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekam; Gräfin Louise war nur glücklich, wenn sie den schönen, zwanzigzährigen Alfieri in nächster Nähe hatte.

Wir haben schon bemerkt, daß Gräfin Louise, oder Aloyse, wie sie sich auch nannte, von der Linie Stolberg-Gedern abstammte, die in den Reichsfürstenstand erhoben worden war. Ihr Vater war Gustav Adolph, Fürst von Stolberg-Gedern, Graf von Rochefort, Gronigstein und Wernigerode, ihre Mutter hieß Elisabeth Philippine Claudia und war die Tochter des Fürsten Maximilian von Horn-Montmorency. Fürst Gustav Adolph war k. k. General-Feldzeugmeister und fiel in der Schlacht bei Leuthen 1757. Der letzte männliche Sproß des Geschlechts war Karl Heinrich, ebenfalls General-Feldzeugmeister und zugleich Gouverneur der Veste Philippsburg; er starb

unvermählt 1804, wonach die Herrschaft Gedern, wie wir bereits bemerkt haben, an die Linie Stolberg-Wernigerode überging. Die Mutter Louisens hielt sich in den österreichischen Niederlanden auf und starb in Frankfurt 1826 in hohem Alter. Von den Schwestern Louisens war die ihr zunächstfolgende, Karoline Auguste, zuerst mit Fitzjames, Herzog von Berwick, vermählt, nach dessen Tode mit dem Fürsten von Castelfranco; die zweite, Franziska Claudia, heirathete den Grafen von Arberg und Valengin; sie starb 1836; und die jüngste, Therese Gustavine, lebte zu Brüssel als Stiftsdame, und starb daselbst als die letzte dieser Linie im Jahre 1837.

Es kann nicht wohl von einer Heirath aus Liebe die Rede sein, wenn man bedenkt, daß der Prätendent einundfünfzig Jahre zählte, als er der dreißig Jahre jüngern Fürstin die Hand bot, wenigstens konnte die Liebe die Schritte der Braut nicht lenken. Politik war von seiner Seite nicht das Motiv, um das Band zu schließen; denn welche Vortheile konnte es dem verliebten Königssohne gewähren, sein Geschick mit einem machtlosen kleinen deutschen Fürstenhause zu verbinden? Aber von ihrer Seite war es nicht allein wahrscheinlich, sondern sogar ziemlich gewiß, daß Gründe selb-

stischer Berechnung, welche die vergrößerte Macht ihres Hauses zum Ziele hatten, vorwalteten. In Deutschland hielt man damals noch an dem Glauben fest, daß das Haus Hannover sich unmöglich auf dem englischen Throne werde halten können, und die Hoffnungen, welche die Partei des Prätendenten hegte, erklangen dem größten Theile der damaligen Politiker in Deutschland, die das Schwanken der Meinungen im Parlament beobachteten, keineswegs für chimärisch, wofür Frankreich und Italien, nach dem letzten unglücklichen Zuge, den Karl Eduard unternommen, sie ansah. Es war demnach Nichts natürlicher, als daß das Haus Stolberg-Gedern die Krone Englands für sich in Aussicht stellte, als es diese Heirath veranstaltete. Louise selbst scheint zwar um diese hochherzigen Plane ihrer Verwandten gewußt zu haben, aber sorglos, wenig sich kümmernd um die Verhältnisse um sie her, brachte sie ihren persönlichen Ehrgeiz nicht mit in's Spiel. Sie war damals Stiftsfräulein in Mons; und diese Damen, die eine große persönliche Freiheit genossen und ihrem Stifte Feste gaben, gewährten der jungen Fürstin eine so heitere Existenz, wie sie sich solche nur wünschen konnte. Man darf also hier nicht von dunkelen Mauern, engem Verschluß, lästiger Be-

wachung träumen, um das Verlangen Louisens, sich mit dem alten Freier zu verbinden, zu erklären. Für sie war dieser Schritt wenig mehr als ein romantisches Abenteuer; es reizte sie, ihren Freunden im Stift ein glänzendes und pittoreskes Schauspiel zu gewähren; zugleich schmeichelte es ihrer Eitelkeit, ihre Hand einem Manne zu geben, der die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gelenkt hatte. Die Familie dachte ernstlich an die zukünftige Krone; Louise spielte nur mit ihr, wie mit einem hübschen, blitzenden Spielwerke der Phantasie. Wir sagen, es scheint uns, daß sie damals so dachte; später hat sie gewiß öfters Gelegenheit gehabt, diese leichtsinnige Einwilligung in den Plan, den nur thörichte Eitelkeit und eine gewissenlose Eigensucht entworfen, zu bereuen.

Karl Eduard schloß den Bund, als er eben von seinem gescheiterten Versuche — dunkle Gerüchte sagen zwar, er habe später nochmals sein Glück versucht — zurückgekehrt war. Wir müssen von diesem letzten Versuche Etwas sagen, zugleich von den früheren Schicksalen der vertriebenen Stuarts.

Nachdem Jakob II. durch jene unblutige Revolution, von der Chateaubriand sagt, daß man sie

eine nützliche nennen sollte, nicht eine glorreiche, denn an Ruhm für die Nation sei hierbei nicht wohl zu denken, den Thron verloren, und nachdem der Ryswicker Friede Ludwig XIV. gezwungen hatte, Wilhelm III. anzuerkennen, erfolgte am 14. Mai 1701 die bekannte Ausschließung der katholischen Stuarts von der Thronfolge. Jakob II. überlebte diese grausame Parlamentsacte nur wenige Monate. Er hatte heldenmüthig abgelehnt, mit Wilhelm III. zu unterhandeln, fest bei dem Grundsatze beharrend, daß sein Sohn nur von ihm die Krone erhalten könne, nicht von einem Machtspruche eines Usurpators. Im Jahre 1702 begannen die Unruhen in Schottland zu Gunsten der Jakobiten. Der Prätendent, damals zwanzig Jahre alt, machte den ersten Versuch noch bei Lebzeiten der Königin Anna, dann später im Jahre 1716, wo er bei Peterhead landete und wo sich dann auf das Unglücklichste seine Sache, wenige Monate darauf, entschied. Er lebte hierauf unter dem Namen eines Chevalier de St. George in Frankreich, und zwar in Avignon. Auf Einladung Clemens' XI. kam er nach Rom und fand dort die gastlichste Aufnahme; zugleich erzeigte man ihm fürstliche Ehren und nannte ihn nicht anders als König Jakob III. Seine Ver-

mählung mit Maria Sobieska, einer Enkelin Johann's III., Königs von Polen, kam ebenfalls durch des Papstes Vermittelung zu Stande. Im Jahre 1719 versuchte Jakob zum dritten und letzten Mal sich die Krone seiner Väter zu erkämpfen. Im Juni desselben Jahres sehen wir ihn in Rom. Die Gunst, die Clemens XI. ihm geschenkt, verdoppelte wo möglich noch sein Nachfolger Clemens XII., der die Neuvermählten mit dem Palast Sachetti beschenkte und ihnen noch außerdem hunderttausend Scudi, außer dem Jahrgehalt von zwölftausend, das der vorige Papst gegeben und dieser bestätigte, einhändigen ließ. Dabei wurden die königlichen Ehrenbezeigungen in gemessenster Form nach wie vor dem Flüchtlinge erwiesen. Jakob befand sich daher sehr wohl in Rom, und da er nicht König jenseit des Meeres sein konnte, war er zufrieden, es wenigstens in Rom zu sein. 1720 wurde ihm der Sohn Karl Eduard geboren, der den Titel eines Prinzen von Wales annahm. Auch unterließ Jakob nicht, die Geburt sämmtlichen Pairs seines Königreichs in einem feierlichen Circulair anzuzeigen. Der zweite Sohn, Heinrich Benedikt, der spätere Cardinal, kam den 20. März 1725 zur Welt. Er nahm den Titel eines Herzogs von Bona und St. Albans an.

Von dem Charakter dieses Chevalier de St. George oder dieses Jakob III. ist wenig Erhebliches zu sagen. Er besaß weder den Muth, noch die Energie, noch den edlen Stolz seines Vaters, der, wie wir gesehen haben, eine wahrhaft fürstliche Gesinnung kundgab, als man ihm rieth, mit dem Prinzen von Oranien (Wilhelm III.) über die Thronfolge zu Gunsten seines Sohnes zu unterhandeln. Auch an dem Glauben seiner Väter scheint er nicht fest zu halten Willens gewesen zu sein, denn er gab zu verstehen, daß er sich zum Uebertritt allenfalls entschließen könne. Der Vater war auch hier fest und unerschütterlich, und darum ehrenwerth. Ein treuloser Gatte war er ebenfalls, denn er unterhielt ziemlich öffentlich mit einer Gouvernante seiner Kinder ein anstößiges Verhältniß, das seiner Gemahlin, die ihn wahrhaft liebte, so großen Kummer verursachte, daß sie sich endlich, 1727, in das Kloster Santa Cäcilia in Trastevere zurückzog. Sie starb im Alter von dreiunddreißig Jahren geradezu aus Reue und gekränktem Stolz.

Karl Eduard war dem Vater im Aeußern ziemlich unähnlich; dem Charakter nach war er ihm leider nur zu ähnlich; er war blond und hatte einen blendend weißen Teint. Das Zerwürfniß,

das zwischen dem Vater und der Mutter stattfand, blieb auf den Sohn nicht ohne Einfluß; er nahm sich der Mutter an, und verdarb es dadurch für späterhin mit dem Vater, welcher daran arbeitete, ihn aus dem Hause zu entfernen. Es gelang, den jungen Mann, der anfangs Proben von Muth und Energie an den Tag legte, in eine vortheilhafte Stellung unter dem Befehl des Herzogs von Liria, nachmals Herzog von Berwick, eines Verwandten des Hauses, zu bringen, wo er den Lombardischen Feldzug mitmachte, nachdem er ein Jahr vorher im Oesterreichischen Kriege thätig gewesen war und bei der Belagerung der Festung Gaeta mitgewirkt hatte. Auf diese kriegerische Epoche folgte eine Zeit der Reisen, die beide Brüder, unter dem Namen der Grafen von Albani, miteinander machten. Diesen Namen legte Karl Eduard später nicht wieder ab.

Es begannen jetzt die Anreizungen und Prüfungen, die das Geschick dem Sohne der Stuarts zu ersparen nicht Willens war. Der Chevalier de St. George hatte, wie wir gesehen haben, frühzeitig resignirt und sich in seine Lage, als Scheinkönig in Rom zu residiren, gefunden, nicht so der Sohn. Die feurigen Jahre der Jugend, die selbst bei dem unkräftigsten, energielosesten Charakter

auf kurze Zeit heroische Wallungen hervorzubringen pflegen, gingen auch an dem blonden Enkel Maria Stuart's nicht ohne Thatäußerungen vorüber. Die Anhänger der Jakobiten, reiche und einflußbegabte Familien, die beständig zwischen Rom und Paris auf der Wanderung waren, verfehlten nicht, sich der Straße anzuschließen, welche die beiden Jünglinge zogen, auf deren Häupter sie ihre Hoffnungen gesetzt hatten. Karl Eduard bekam anonyme Schreiben, die ihm den Zustand in der Heimath schilderten und den Boden geeignet und zubereitet nannten, um auf ihm mit Erfolg kecke Thaten zu beginnen. Eine Landung wurde verabredet, Streitkräfte herbeigezogen, Anhänger geworben, neue Hülfswege eröffnet, an den Höfen um Beistand sollicitirt. Man erlangte vom französischen Ministerium Zusage der Hülfe. Am 9. Januar 1744 verließ Karl Eduard, unter dem Namen eines Marchese Spinelli, Rom, und sah der alternde Vater die Scenen seiner eigenen Jugend vor seinen Augen sich erneuern. Frankreich, Italien und Deutschland, die alle drei auf gleiche Weise an dem Geschick dieser unglücklichen Vertriebenen Theil nahmen, sahen nun wieder einen Sprößling dieses Stammes die abenteuerliche Fahrt beginnen, sahen nun von Neuem einen verfolgten Flüchtling den

Kahn besteigen, um sich ein Heer und ein Königreich zu erkämpfen. Aber diese drei Mächte, die sich mit dem Geschick der Stuarts beschäftigten, fingen an etwas lau zu werden. Deutschland hatte in seinen eigenen Angelegenheiten gar viel zu thun; der Krieg wüthete an allen Ecken und Enden des heiligen römischen Reiches. Ein junger genialer König und eine eigensinnige herrschbegierige Kaiserin setzten alle Streitkräfte in Bewegung und zogen Frankreich und Italien mit in ihre Händel. Das Interesse für den Namen der Stuarts, und für den Helden, der jetzt darin auftrat, erlosch sichtlich. Dies fühlte Karl Eduard, und Nichts demüthigte ihn so sehr, als daß sein Geschick aufhörte seinen Zeitgenossen schlaflose Nächte zu machen und aus den Augen der schönen Zeitgenossinnen Thränen zu entlocken. Es war so süß gewesen, als man noch an den Küsten Frankreichs das von Schottland herübergekommene Jakobitenlied: „The black bird“ vernahm, das Volk zuhorchte, der Priester segnete und schöne Frauen weinten, und nun als der Held des Tages plötzlich unter die Gruppe zu treten, wo das Geflüster: Das ist er! Seht, der Abkömmling eines so tapfern und so unglücklichen Geschlechts! langsam verhallte. Der alte Chevalier

hatte noch diese Romantik an sich empfunden; Karl Eduard hatte es nicht mehr so gut. Man hatte allgemein so ziemlich die Sache für verloren gegeben und dachte nicht mehr an ihn; er wurde an sein Dasein erst erinnert, als er seine Fahrt begann. Den Vater hatte man aus den Augen gelassen.

Ein Umstand, der günstige Erfolge versprach, war die fortgesetzte Unbeliebtheit, mit der das Haus Hannover auf dem englischen Throne zu kämpfen hatte; aber man muß leider hinzufügen, daß die Stuarts auch nicht erwünscht wurden, und daß die Partei in Schottland, die sich in der That mühte, den Prätendenten zu ihrem Rechte zu verhelfen, sehr klein war.

In Paris angelangt, fand Karl Eduard die Stimmung für ihn äußerst wenig Hoffnungen erregend; dennoch wollte er vorwärts. Er schrieb dem Vater: „Der Würfel ist geworfen; fest steht mein Entschluß, zu siegen oder zu sterben, um meine Stellung zu behaupten, so lange noch ein Mann mir zur Seite steht.“ Einen Monat darauf landete er mit nur sieben Mann an der Küste Schottlands. Zu Glenfuimen versammelte er die hochländischen Clans um sich und erließ Proclamationen im Namen des Königs Jakob IV.

im fünfundvierzigsten Jahre seiner Regierung. Er zog in Perth ein, dann in Edinburgh, die Schlacht von Preston-Pans fiel günstig aus, die königlichen Truppen wurden völlig geschlagen; der Sieger rückte bis Derby, hundertunddreißig englische Meilen von London, vor. Da entstanden Uneinigkeiten unter den Führern, und rasch folgte diesem das Mißgeschick. Die gegen den General Hawlay gewonnene Schlacht nützte nicht viel, denn der Prätendent mußte mit seinen verminderten Kräften tiefer in's Gebirge sich zurückziehen. Die Schlacht von Culloden erschien nun als ein Urtheilsspruch über das Geschick der Jakobiten, ihnen alle Hoffnung raubend. Schottland wurde arg gezüchtigt, die Anhänger der Stuarts büßten mit Tod, Einkerkerung, mit Verbannung; ganze Familien und Stämme geriethen in Elend, fruchtbare Plätze wurden zu Einöden. Den 10. October landete der unglückliche Flüchtling wieder an der bretagnischen Küste; die Tragödie seines Lebens hatte nicht, wie beim Vater, fünf lange Akte, sondern drängte das schauervolle Interesse in einen einzigen Akt zusammen, wo Exposition, Fortgang und Schluß der Handlung rasch aufeinander folgten. Mit dem ersten Tritt, den sein Fuß auf den Boden Frankreichs setzte, war seine Jugend, sein Heldenthum,

seine Größe, sein ganzes geistiges Leben beendet und beschlossen; die übrigen Tage, die er noch zu leben beabsichtigte, war er sein eigener Todtschläger, der Feind seiner selbst; — denn ein Mann, von dem man erwartet hatte, daß er siege oder sterbe, der aber statt dessen besiegt wird und ruhig weiter lebt, hat sich selbst zum unerbittlichsten Feinde. Die Welt kann Dem nie verzeihen, der sie um ihre Hoffnungen betrog, und Klio verfolgt ihre ehemaligen Günstlinge, wenn sie nicht passend zu sterben wissen, mit unerbittlicher Strenge. Karl Eduard, der Nichts erreicht hatte, Karl Eduard, der mit leeren Händen nach Hause kam, Karl Eduard, der jetzt, da er nicht König sein konnte, ein ehrlicher Hausvater sein wollte an der Seite eines jungen, hübschen Weibes, umgeben von Kindern, Karl Eduard wurde jetzt seinen Zeitgenossen langweilig und lästig. Er fühlte diese giftige Luftströmung in seiner geistigen Lebensatmosphäre und wurde jetzt sehr kleinmüthig, viel kleinmüthiger, als es sein Vater gewesen war. Aus Frankreich entfernte man ihn gewaltsam; nach Abschluß des Aachner Friedens durfte er dort nicht länger weilen. Er zog nun in der Welt umher. In Rom begann er mit seinem Bruder zu zanken, der sich mittlerweile beim Papst Bene-

dikt XIV. eingeschmeichelt und den Cardinalshut erhalten hatte. Von Rom ging er nach Toscana. Nirgends fand er Interesse, geschweige denn Entgegenkommen. Er kam nach Rom zurück; als er jedoch erfuhr, daß man ihm daselbst die königlichen Ehren, die sein Vater daselbst genossen hatte, nicht gewähren wolle, ging er auch von Rom weg und siedelte sich in Florenz an. Hier war es, wo er sein Ehebündniß schloß.

Wir gehen jetzt zu dem Bilde der jungen, schönen Braut über. Die Prinzessin von Stolberg-Gedern hatte, bevor sie Stiftsdame zu Mons wurde, ihre Kindheit und erste Jugend in Wernigerode bei den Verwandten zugebracht; dort war ein junger Graf Stolberg, ein Vetter, ihr Gespiele gewesen, und es hatte sich ein Band jugendlicher Neigung zwischen Beiden geknüpft. Dieser Liebe hatte der Tod einen tragischen Schluß gegeben. Der Jüngling starb im Kriege, und Louise bewahrte ihm lange Zeit in ihrem Herzen ein rührendes und treues Angedenken. Aber die junge Dame war eitel und genußsüchtig; sie suchte die Welt auf und ließ sich von ihr zerstreuen. Kaum war sie aus den romantischen Dämmerungen des Harzwaldes, aus dem eintönigen Rauschen der dunklen Fichtenkronen herausgetreten

und nach Brüssel zu ihrer Mutter gekehrt, in das laute, geräuschvolle, elegante Brüssel, in das helle, mit seinen silberglatten Kanälen, weiten Ebenen und von Menschen wimmelnden Städten prunkende Niederland, so wich aus ihrer Seele jene träumerische Gestalt des blonden jungen Mannes mit den blassen Wangen und der tiefen Herzenswunde, aus der Blut quoll, die sie in ihren Träumen einst wachend und schlummernd stets vor sich gesehen hatte. Die Stiftsdame zu Mons hatte schon eine Menge Liebschaften. Da war der junge Prince de Ligne, damals noch nicht der unermüdliche Schwätzer und Spaßmacher, zu welchem er sich später an den Höfen ausbildete, sondern ein ritterlicher Held, der sich den jungen Marschall von Sachsen zum Vorbild gewählt hatte. Er machte Louisen den Hof und wußte die Aebtissin des Stifts, eine Prinzessin von Carignan-Delft, zu seinen Gunsten zu stimmen; dann war noch ein junger Franzose da, ein Graf von Larochefaucault, dann ein Italiener, ein Vicomte von Palestrava, ein Maltheserritter, der bereit war, das Kreuz von Malta niederzulegen, um die junge Stiftsdame zu heirathen; dann ein Graf Zinzendorff, ein Vetter jenes berüchtigten Frommen, der 1760 im Schooße der von ihm gegründeten frommen Ge-

meinde seine Stätte fand, wo er starb. Kurz, man sieht, es fehlte der jungen schönen Dame nicht an Bewunderern. Als aber Stuart kam, nahm sie ihn und verabschiedete alle Anderen. Die Ehe ward in Macerata am 17. April 1772 geschlossen. Dem Stolz der Stolberge wurde gleich anfangs durch die Prägung einer Münze geschmeichelt, auf welcher die Bildnisse des neuverbundenen Paares dargestellt waren, mit der Königskrone geziert und mit der prunkenden Inschrift umgeben: „Carolus III Magnae Brit. Rex et Ludovica M. Brit. Regina.“ Was konnte man mehr wünschen? Der alte Fürst von Stolberg-Gedern hatte jetzt eine Königin zur Tochter; daß diese Königin nicht regierte, war freilich ein Unglück; allein wer konnte behaupten, daß sie nicht einst doch noch regieren werde? Die junge Stiftsdame nahm ihre Münze, ihren Hermelinmantel, ihre hübsche blitzende Krone, packte Alles heiter zusammen und ging ganz zufrieden mit ihrem alten Mann nach Italien. Aber das Schicksal, das sich freute, die Hoffnungen der Stuarts und Derer, die ihr Geschick mit diesen vereinigte, zu vereiteln, machte sich doch sogleich grausam daran, der jungen Frau blühende Zukunftgebilde eines nach dem andern grausam zu vernichten. Das

Erste war, daß ihr Mann sich dem Trunke zu ergeben anfing; es war dies ein jämmerliches häusliches Mißgeschick, eine Art Unglück, dem eine anständige Frau mit aller Mühe nur irgend eine erträgliche Seite abzugewinnen, und durch diese sich mit ihrem Manne wieder zu versöhnen vermochte. Karl Eduard trank, wie die komischen Helden in den Smollet'schen Romanen, die alten Hafen-Capitaine auf halbem Sold, zu trinken pflegen, so anhaltend und so überwältigend, und mit so groben, derben Zusätzen an Späßen und Redensarten, daß die elegante deutsche Frau sich vor ihm entsetzte und auf keine Weise sich Rath zu schaffen wußte. Sie hatte wohl schon gehört, daß die Engländer zu Zeiten sehr die Flasche liebten; sie wußte, daß die Sitten jenes Landes den Frauen frühzeitig zur Pflicht machten, die Gesellschaft ihrer eigenen Männer, Söhne und Brüder zu meiden, wenn die Nachfeier der Tafel begann, aber sie hatte sich nimmermehr träumen lassen, daß die Exaltation eines englischen Trinkers einen so hohen Grad erreichen könne, wie sie es jetzt in nächster Nähe leider zu beobachten die Gelegenheit hatte. Sie war untröstlich, sie ging jammernd umher und rang die Hände. Karl Eduard lachte zu ihrem Jammer, und wenn er

nicht lachte, so drohte er, zankte und polterte, und zwar drohte er, wie ein König droht, mit Einkerkerung, mit Verbannung, mit dem Blutgerüst. Wenn er nüchtern war, so war er Graf Albani, ein Mann gänzlich ohne Bedeutung; war er trunken, so war er Karl III., König der drei vereinigten Königreiche. Es war ein grausames Spiel, das der Wein mit dem Gehirn dieses armen Mannes trieb.

Der Gesellschafter der interessanten Dame.

Da wir die interessante Frau jetzt genauer kennen gelernt haben, wird es Zeit, sich mit ihrem Begleiter zu beschäftigen, und hierzu dienen einige Notizen, die wir über den Grafen Alfieri beibringen wollen.

Ungefähr sechs Jahre hatte die Ehe mit Karl Eduard und der Prinzessin Stolberg gedauert, als das Paar den Grafen Alfieri kennen lernte. Dieser Graf Alfieri war in eben demselben Maße ein sonderbarer und merkwürdiger Mann, wie jene Zwei in ihrem Schicksal ausgezeichnet und vielfach wunderlich waren.

Es giebt zweierlei Arten von Poeten. Die eine schreibt ihre Inspirationen in schönen Versen nieder, und bildet so das Entzücken und die Lust der Nachwelt; die andere Art macht meist gar

keine Verse, erlebt aber die merkwürdigsten Schicksale und die wunderlichsten Erfahrungen. Diese letztere Art von Poeten nennen die Franzosen poètes en action. Ein solcher poète en action war nun der Graf Victorio Alfieri. Er war unermüdlich thätig von der Zeit seiner frühesten Jugend an, und reiste überall hin, in die unfruchtbarsten und unbewohntesten Gegenden, wo noch Niemand hingedrungen war, blos um Etwas zu erleben. Er erlebte auch die seltsamsten Schicksale und hatte die wunderlichsten Ansichten. — Wir sind in Deutschland an eine Art Dichter gewöhnt, die Alles, was sie sind, der ewig arbeitenden Seidenraupe in ihrem Innern verdanken, die unermüdlich aus sich selbst das Gespinnst hervorzaubert, und scheinbar der Außenwelt wenig oder gar nicht bedarf. Von diesen Dichtern läßt sich, was ihr äußeres Leben betrifft, gar Nichts erzählen; der allerscharfsinnigste und geschickteste Biograph findet auch nicht den kleinsten Umstand, der sich zu erwähnen lohnte, nicht einmal eine kleine Reise, ein Stündchen, anderswo vollbracht, als zwischen den vier Mauern, wo dieses Individuum geboren wurde, wo es groß wuchs, wo es sein Weib hinbrachte, wo es seine Kinder aufzog, und wo es endlich stirbt und als Leiche auf demselben Schreib-

tische liegt, von dem man eben das letzte Manuscript hinweggenommen hat. Nichts, Nichts, was einem Ereigniß ähnlich sieht, selbst auch nur der blassen Abspiegelung einer That; und öffnet man die Bücher dieses Mannes, so erblickt das Auge des Lesers eine köstliche Fülle der bewundernswürdigsten Thaten in Worten darin ausgeschüttet; Gefühle und Gedanken an Thatsachen geknüpft, die eine mächtige und gewaltige Weltanschauung verkündigen. Und doch sah dieses Auge im Leben Nichts als die kahle Spitze des Kirchthurms in seinem Dorfe und hörte Nichts als den einförmigen Gesang der Hirten, welche die Heerde heimtrieben. Wo hat er's her? O, fragt das nicht; es ist eben das Genie, es ist eben der geborene Dichter. Diese Gattung Dichter blüht besonders in Deutschland, eine andere Art gedeiht in Italien. Da sehen wir Poeten, die ihre köstlichen Reime unter dem beständigen Lärm der Waffen entstehen lassen, die, auf der Flucht begriffen, im Gebirge, zur Nachtzeit, plötzlich in irgend einer dunkeln Schlucht einen Goldregen prächtiger Verse niedergleiten lassen, oder wie Blumen sie gleichsam hervorzaubern. Hier sehen wir Dichter, die zugleich blutige Wunden und schöne Bücher vorzuzeigen vermögen. Wir sehen Dante aus den

Thoren von Florenz sich flüchten, mitten in einen Heerhaufen wilder Krieger geschlossen von kriegerischem Lärm der Schwerter, dem Tönen der Fanfaren, dem Flattern der Fahnen umgeben, wie schon Tasso am Hofe zu Ferrara eine gewagte, kecke Rolle spielte, halb Abenteurer, halb beneideter Günstling, immer durch seine Verse wieder gutmachend, was seine Degenspitze verbrach. Unter diesen Poeten giebt es einige, die ihre Verse nicht niederschreiben, die sie nur erleben. Unter den Neueren war Byron ein poète en action, in der vollsten Bedeutung des Worts; er war es in dem Grade, daß er weit stärker durch sein Leben und durch seine Schicksale, als durch seine Worte die Zeitgenossen angereizt und erschüttert hat. Byron, ohne seine Liebesabenteuer, ohne seine wilden Reisen, ohne seinen Streit mit der Geistlichkeit und ohne seine bekannte Flucht aus dem Vaterlande, so wie seine Betheiligung an dem griechischen Kampfe hätte lange nicht diese ausgeprägte Gestalt in dem Spiegel der Geschichte erhalten. Mit Byron sehr große Aehnlichkeit zeigend, steht nun Graf Victorio Alfieri vor uns, ebenfalls als ein Dichter, der durch sein Leben wie durch seine Dichtungen, oder viel mehr durch sein Leben als durch seine Dichtungen Interesse einflößt. Die Dichtungen sind

kalt, gemessen, oft sogar frostig und starr, das Leben ist wild, bewegt, leidenschaftlich und ewig in den heftigsten Schwingungen pulsirend. Wenn es irgendwo nöthig ist, den Dichter aus seinen Erlebnissen zu deuten und zu erklären, so ist es in diesem ungewöhnlichen Manne, der die Größe der Gesinnung eines attischen Weisen mit dem Heldentrotz und der Heldenkühnheit eines Römers aus der guten Zeit der Republik in sich einte, zugleich aber dieser Größe die Kleinheit eines eitlen Poeten des achtzehnten Jahrhunderts hinzufügte. Er war ein Aristokrat und verachtete die Fürsten, liebte aber die Völker doch nicht in dem Maße, daß er im Stande gewesen wäre, auf die Herrschaft zu verzichten, wenn sie ihm wäre in die Hände gegeben worden. Innerlich Despot, schalt er auf die Despotie, weil er sie nicht auszuüben berechtigt worden. Die Freiheitsliebe Alfieri's ist gerade wie die Byron's. Beide waren herrschsüchtige, monarchische Naturen, die nur Freiheit predigten, weil sie Niemandem anders als sich selbst die unbedingte Gewalt gönnten. Abgesehen von diesem Motiv, wirkte die Eitelkeit in Beiden gleich stark; es war Ruhm und Glanz dabei zu gewinnen und eine Martyrkrone, die beide eitle Dichter lockte. Wer in der That der Freiheit dient, dient ihr in

Demuth und Selbstverläugnung: wie jedes Werk der Liebe fordert dieses, vielleicht höchste, Werk der Liebe der innigsten und heiligsten Nächstenliebe, die völlige Entäußerung ihrer selbstischen Natur; wo wäre aber ein Dichter wie Alfieri und Byron je im Stande, eine solche Selbsttödtung an sich vorzunehmen? Es soll dies kein Tadel sein, eine Natur ist anders wie die andere, und beide können doch an ihrer Stelle Großes wirken. Nimmt man dem Dichter die Eitelkeit und die Ruhmbegierde, so würde man seinen Versen ihre Wirkung nehmen; gleichviel aus welcher Quelle diese Wirkung entspringt, wollen wir uns freuen, daß sie überhaupt da ist. Nebenbei wird Heil für das Ganze hervorgebracht, nicht allein durch Das, was große Geister thun, sondern auch durch Das, und sehr oft nur durch Das, was sie unterlassen. In die sichtbar und bewußt gewordene Lücke drängt sich dann rasch ein anderes Talent, welchem fehlt, was jenem in zu großer Fülle gegeben ward.

Nachdem Alfieri, ein wilder Knabe, in dem Jesuitencollegium, wohin ihn die Verwandten gethan, kaum zu bändigen war, entschlüpfte er frühzeitig diesem Zwange und ging nun in die weite Welt. Reich und von angesehener Familie,

konnte es ihm nicht fehlen, daß man ihm mit Aufmerksamkeit und Dienstgeflissenheit entgegenkam; allein der scheue Wildfang ging jeder ehrbaren Gesellschaft aus dem Wege und trieb sich mit seinen Pferden und Hunden, deren er immer eine große Anzahl bei sich führte, auf gut Glück in der Irre umher. Er gerieth Abenteurern in die Hände, die ihn betrogen; er fiel leichtfertigen Weibern anheim, die ihn plünderten und krank machten. Von einem Lande ging er in's andere, von einer Stadt in die andere, immer müssig, immer unruhig in wüster Gedankenlosigkeit fortstürmend. Er hat diesen beklagenswerthen Zustand selbst beschrieben und man muß gestehen, es giebt nicht leicht ein vortrefflicheres Bild von diesem vagabondirenden Jugendleben einer an sich edlen und kräftigen, aber noch nicht zum Bewußtsein ihres Berufes und ihrer Lebensstellung gelangten Natur. Er war nahe daran unterzugehen. Eine Liebschaft in England endigt so demüthigend für ihn, daß der stolze Jüngling die Versuchung fühlt, sich sein Leben zu nehmen, auf welchem, wie er glaubt, jetzt ein untilgbarer Makel haftet. Er will keine Frau mehr kennen lernen, er verachtet das Geschlecht: in Brüssel sehen wir ihn wieder verliebt. Diesmal wird er nicht so arg betrogen, aber er

findet doch lange nicht das edle, warme Herz, das er sucht. Mittlerweile erwacht der ihm beigegebene Genius der Poesie aus dem Schlummer und er fängt an zu lesen und sogar hier und da einen Vers zu machen. Aber bald wirft er diese Versuche übermüthig bei Seite und schwärmt weiter. In Paris, wo er sich anfangs gewohnter Weise langweilt, erblickt er zuerst Spuren jenes glühenden Tyrannenhasses, die Gott, wie er meint, ganz ausschließlich als Mittel, die Welt zu reinigen, in seinen Busen niedergelegt hat. Er glaubt nun berufen zu sein, die Menschheit von einer ihrer drückendsten und beschämendsten Fesseln zu befreien. Wenn diese Entschlüsse auch zu weiter Nichts führen, so führen sie doch dahin, daß er jetzt die Schriften der alten Autoren, der Rhetoren und Philosophen liest, die ihn auf der Jesuitenschule angewidert hatten, weil er mit ihrem Inhalte Nichts anzufangen wußte. Der knabenhafte Trotz verwandelt sich jetzt in einen männlichen, und der unbeugsame Eigenwille erhält eine wissenschaftliche Berichtigung, indem große Muster von Helden und Staatsmännern nachweisbar ebenfalls mit jenem Eigenwillen anfingen und ihn später zu einer männlichen Energie ausbildeten, vor deren Auftreten die Welt sich zu beugen hat.

Wäre es Alfieri vergönnt gewesen, Thaten zu verüben, so wäre die Anlage ursprünglicher Größe, die in ihm lag, zur Entwickelung gediehen; allein als der Bürger eines kleinen italienischen Fürstenthums, ohne Macht und ohne Stimme, hatte er kein Vaterland, das seiner bedurft hätte, und ein fremdes wollte er nicht wählen. In dieser mißlichen Lage, eine Welt voll Thaten im Kopfe, einen Himmel voll Ruhm im Geiste, war er dem Wahnsinn nahe, wenn er bedachte, daß das Schicksal ihn zwänge, ein unbedeutender Mann zu sein und zu bleiben. Da in seiner Verzweiflung griff er wieder zur Poesie, und weit entfernt, das Verlangen zu hegen, sich zu einem Dichter auszubilden, legte er nun die großen Gedanken und die kühnen Bilder der Poeten an sein Herz, damit sie es kühlen und beruhigen möchten. Unversehens wuchsen ihm ähnliche Gebilde unter den Händen empor: er dichtete sein erstes Trauerspiel „Philipp." Jetzt hatte er einen Halt, eine Stütze; die Nebel, die ihn oft auf so schauerliche Weise eingehüllt hatten, theilten sich; er hegte Hoffnung, daß doch noch irgend eine Frucht dem Boden, den er für verflucht gehalten hatte, entkeimen werde. Nun endlich kam etwas Ruhe in sein Leben, das rastlose Hin- und Herschweifen hörte auf, und der Beobachter, der

dieses stürmische Leben an sich vorübergehen läßt, empfindet Wohlbehagen, wenn er an die Kapitel gelangt, welche die Ueberschrift führen: „Wirkliche Befreiung," „Studien," „Ruhe." Um zu zeigen, wie heftig dieser Mann liebte, wie er gleichsam wüthete, stehe hier die Stelle, wo er der Dichter unwürdige Liebe beschreibt, der er unterlag und die ihm grausam mitspielte.

„Dieser direkte Liebesrausch war wahrhaft schädlich und dauerte nur zu lange. Der Gegenstand einer neuen Glut war eine Dame, ausgezeichnet an Geburt und von nicht allzugutem Namen in der galanten Welt, auch nicht mehr jung, das heißt neun bis zehn Jahre älter als ich. Eine flüchtige Freundschaft hatte zwischen uns schon statt gehabt bei meinem allerersten Eintritt in die Welt, als ich noch in der ersten Abtheilung auf der Akademie war. Da ich nun sechs oder mehrere Jahre nachher ihr gerade gegenüber wohnte, mich von ihr sehr begünstigt sah, ein Müssiggänger war, und vielleicht zu den Geistern gehörte, von denen Petrarca mit so viel Gefühl sagt:

So di che poco canape si allaccia
Un anima gentil, quand ella è sola
E non è chi per lei difesa faccia!

„Und da mein guter Vater Apoll vielleicht auf diesem außerordentlichen Wege mich zu sich rufen wollte, geschah es, wiewohl ich sie anfangs nicht liebte und nie schätzte, und selbst an ihrer nicht gewöhnlichen Schönheit keinen Gefallen fand, daß ich bei dem Allen, weil ich wie ein Verrückter an ihre unendliche Liebe zu mir glaubte, nach und nach sie wirklich liebte und bis an die Ohren in Liebe versank. Es gab für mich weder Lustbarkeiten noch Freude mehr; selbst die vielgeliebten Pferde wurden von mir vernachlässigt. Von früh acht Uhr bis zwölf Uhr Abends ununterbrochen bei ihr, mißvergnügt, da zu sein, und doch unfähig, nicht da zu sein; bizarrer und peinlicher Zustand, in welchem ich dennoch ungefähr von der Mitte des Jahres 1773 bis zum Ende Februar 1775 lebte, oder vielmehr vegetirte. Da ich während der langen Dauer dieses Umgangs von früh bis spät wüthete, mußte meine Gesundheit leiden, und wirklich befiel mich zu Ende des Jahres 1773 eine zwar nicht anhaltende, aber eine sehr heftige und außerordentliche Krankheit, daß die boshaften Schöngeister, an denen es in Turin nicht fehlte, witziger Weise sagten, ich hätte sie ausschließlich für mich erfunden. Sie fing damit an, daß ich mich wohl sechsunddreißig Stunden hintereinander

erbrach, und da keine Flüssigkeit mehr da war, löste sich das Erbrechen in einen gewaltsamen Krampf in der Gurgel auf, verbunden mit einem fürchterlichen Zucken des Zwerchfells, das mir nicht erlaubte, auch die kleinste Portion Wasser zu mir zu nehmen. Die Aerzte, welche eine Entzündung fürchteten, ließen mir am Fuße zur Ader, und augenblicklich ließ der Zwang nach; dagegen ergriff mich eine so starke und allgemeine Convulsion und Erschütterung aller Nerven, daß ich, wenn ich nicht gehalten wurde, bald in den fürchterlichsten Zuckungen mit dem Kopfe gegen die Bettwand, bald mit den Händen gegen Alles stieß, was sich in meiner Nähe befand. Am sechsten Tage endlich ließ der Krampf nach in Folge eines sehr heißen Bades, halb aus Oel und halb aus Wasser, in welchem ich den Tag fünf bis sechs Stunden zubrachte. Die Länge des Fastens und die Anstrengungen während des Erbrechens waren so groß gewesen, daß in der Bauchgabel zwischen den beiden Knochen, welche sie bilden, eine solche Lücke entstanden war, daß sie ein Ei von mittlerer Größe fassen konnte. Die Wuth, die Scham und der Schmerz, worin diese unwürdige Liebe mich unaufhörlich leben ließ, hatte mir diese seltsame Krankheit zugezogen, und da ich keinen Weg

für mich sah, diesem schädlichen Labyrinth zu entkommen, so hoffte und wünschte ich zu sterben. Am fünften Tage der Krankheit, als die Aerzte sehr fürchteten, ich möchte nicht wieder aufkommen, ward ein würdiger Edelmann, der mein Freund, aber beträchtlich älter war als ich, zu mir gelassen, um mich zu vermögen, zu beichten und mein Testament zu machen. Ich kam ihm zuvor, indem ich Beides verlangte und meine Seele war dabei gar nicht beunruhigt. Nach überstandener Krankheit nahm ich unseliger Weise meine Liebeskette wieder auf. Im Januar 1774 geschah es, daß meine Dame krank wurde; ich konnte vielleicht daran Schuld sein, wiewohl ich es nicht glaubte. Da ihre Krankheit die vollkommenste Ruhe und Stillschweigen erforderte, saß ich treulich am Fuße ihres Bettes, sie zu bedienen, und hier brachte ich von früh bis spät die Zeit zu, ohne nur den Mund zu öffnen, um ihr nicht zu schaden, wenn ich sie zum Sprechen nöthigte. In diesen gewiß wenig unterhaltenden Sitzungen nahm ich aus Langweile fünf oder sechs Bogen Papier, die mir zur Hand lagen, und fing an, so ganz ohne Plan, eine Scene, ich weiß nicht, soll ich sagen von einem Lustspiel oder Trauerspiel, von einem, oder von fünf oder zehn Akten hinzukritzeln."

Wir brechen hier ab, denn unsere Absicht ist es, die Leidenschaftlichkeit, die ihn befiel, mit des Dichters eigenen Worten zu schildern. Und hier war es eine unwürdige Liebe, wie mußte eine würdige Liebe, wie die ist, zu deren Schilderung wir sogleich übergehen, sein ganzes Wesen erschüttern, es umgestalten, es vergeistigen, seine Kraft erhöhen. Es war im Jahre 1777, als Alfieri in Florenz die Bekanntschaft der Gräfin Albani machte, die demnach schon fünf Jahre in kinderloser Ehe lebte und vierundzwanzig Jahre alt war. Was ihr Aeußeres betrifft, so wollen wir zuerst einen Zeitgenossen sprechen lassen, der sie öfters in Florenz sah und unpartheiischer betrachtete, als der Dichter; später wollen wir auch diesen hören. Dutens, der Verfasser der „mémoires d'un voyageur qui se repose,“ giebt folgendes Bild von ihr. Die Gräfin war durch ihr Aeußeres, ihr Benehmen, ihren Geist und ihre Schicksale eine höchst interessante Frau. Sie war mittlerer Größe, aber „de taille bien prise“ und von sehr weißem Teint; sie hatte sehr schöne Augen, vollkommen schöne Zähne, eine edle und einnehmende Miene, eine einfache, elegante und bescheidene Haltung. Ihr durch die Lektüre der besten Schriftsteller genährter Geist

hatte aus ihnen das Vermögen geschöpft, scharf und richtig zu unterscheiden und die Leichtigkeit erlangt, Menschen wie Werke des Geschmacks gut zu beurtheilen. Der Graf Alfieri, ein Piemontese von Geburt, ein genialer Mann, großer Dichter und von vortheilhaftem Aeußern, hatte die Gräfin Albani kennen gelernt und empfand ihren ganzen Werth. Ernst gestimmt und abhold dem Getöse der großen Welt, hatte er sich ganz ihrer Gesellschaft gewidmet. Sie lebte sehr zurückgezogen, da die Laune ihres Mannes sie in Allem hinderte. Alfieri hatte Letzterem sich angenehm zu machen gewußt, und theilte seine Zeit zwischen seinen Studien und der Gesellschaft der Gräfin, deren unerfreuliches Leben er durch seine Freundschaft und die Annehmlichkeiten seines Umgangs erheiterte.

Alfieri selbst sagt von diesem ersten Bekanntwerden: „In dem Sommer, den ich, wie gesagt, ganz in Florenz zubrachte, war mir, ohne daß ich es gewollt, mehrmals eine himmlisch schöne Dame vor Augen gekommen, welche, da sie ebenfalls fremd und von hohem Range war, unmöglich ungesehen und unbemerkt bleiben konnte, und noch unmöglicher war es, daß sie, gesehen und bemerkt, nicht Jedem auf's Höchste gefallen mußte. Aber obwohl ein großer Theil der adeligen

Herren von Florenz und alle Fremden von Auszeichnung bei ihr Zutritt hatten, so hatte ich dennoch, versenkt in meine Studien und in Melancholie, abstoßend und ungesellig von Natur und immer bedacht, von dem schönen Geschlechte diejenigen am Meisten zu fliehen, die mir anmuthiger und schöner schienen, aus diesen Gründen mich im vorigen Sommer nicht in ihr Haus einführen lassen; dagegen hatte ich sie im Theater und auf Spaziergängen öfters gesehen. Der erste Eindruck war mir auf das Süßeste in den Augen und ihrem Herzen zurückgeblieben. Eine sanfte Gluth in den schwarzen Augen, die, was höchst selten ist, mit der weißesten Haut und mit blonden Haaren vereinigt waren, gaben ihrer Schönheit einen Glanz, daß es schwer war, nicht davon getroffen und gefesselt zu werden. Ein Alter von fünfundzwanzig Jahren, viel Neigung zu den schönen Künsten und Wissenschaften, köstliche Herzensgaben, und trotz des Reichthums, den sie im Ueberfluß besaß, drückende und lästige häusliche Verhältnisse, die sie nicht, wie sie sollten, glücklich und zufrieden sein ließen: Zu groß waren diese Vorzüge, um ihnen zu widerstehen."

Da mir nun in diesem Herbste von einem Bekannten mehrmals angetragen wurde, mich einzuführen,

und ich mich für stark genug hielt, wagte ich's, mich ihr zu nähern; aber ich ging nicht weit, als ich mich gleichsam unvermerkt gefangen sah. Schwankend zwischen dem Ja und Nein dieser neuen Flamme, machte ich im December dieses Jahres einen Ausflug nach Rom mit der Post zu Pferde, eine thörichte und höchst beschwerliche Reise, die mir weiter Nichts eintrug, als das Sonett von Rom gemacht zu haben, während ich in einer Schenke von Buccano übernachtete, wo es mir nicht gelang, auch nur ein Auge zuzuthun. Hinreise, Aufenthalt und Rückreise dauerten ungefähr zwölf Tage. Auf beiden Durchreisen sah ich in Siena meinen Freund Gori, der mir von diesen neuen Banden nicht abrieth, von denen ich schon mehr als halb umwunden war, und so legte die Rückkehr nach Florenz sie bald mir auf ewig an. Aber die Annäherung dieses meines vierten Herzensfiebers äußerte sich glücklicherweise für mich mit Symptomen, die von den drei ersten sehr verschieden waren. In jenen hatte ich mich noch nicht von einer Leidenschaft des Verstandes bewegt gefühlt, welche, jener des Herzens das Gleichgewicht haltend und in sie übergehend (um mich mit dem Dichter auszudrücken), eine unbekannte, unbestimmte Mischung

hervorbrachte, die zwar etwas minder ungestüm und glühend, aber desto tiefer, inniger und dauernder wurde. So war die Flamme, die sich seit der Zeit an die Spitze aller meiner Leidenschaften und Gedanken stellte, und die nicht anders als mit dem Leben wieder in mir verlöschen wird. Da ich nach zwei Monaten sah, daß dies eine wahre Dame sei, weil ich, statt wie bei allen gewöhnlichen Frauen, in ihr ein Hinderniß meines literarischen Ruhms, eine Störung in nützlicher Beschäftigung und, ich möchte sagen, eine Verminderung der Ideen zu finden, hier einen Sporn, einen Antrieb und ein Vorbild zu jedem guten Unternehmen fand, so ergab ich mich ihr, sobald ich den köstlichen Schatz erkannt und gewürdigt hatte, auf das Unbedingteste. Und ich irre gewiß nicht, da ich nach mehr als zwölf Jahren, indem ich dieses niederschreibe, eingetreten in die bereits unwillkommene Zeit, wo der Zauber des Lebens schwindet, mich immer mehr an ihr entzünde, je mehr nach den Gesetzen der Zeit jene flüchtigen unwesenlichen Schönheiten schwinden. Aber mein Herz erhebt, mildert, bessert sich durch sie von Tage zu Tage, und ich wage ein Gleiches von ihr zu sagen und zu glauben, die vielleicht auch ihr Herz an mir aufrichtet und stärkt."

Wir richten uns in diesen Auszügen nach einer Uebersetzung, die leider nicht gut gerathen ist, wie der Leser an Styl und Periodenbau bemerken wird. Alfieri schrieb eine meisterhafte Prosa.

Ein solches Zeugniß, das ein bedeutender Mann dem Gegenstande seiner Neigung giebt, hebt natürlich den Werth derselben ungemein. Wir hören hier die Stimme ernster Selbstprüfung sprechen, der es darum zu thun, von sich selbst wie von seiner Umgebung, so weit es menschlichen Kräften gestattet ist, die Nebel der Täuschung zu entfernen. Mit wenigen Worten ist hier der volle Werth der schönen Frau angegeben, ihr Bild, ebenso anmuthig als geistig hoch gestellt, tritt dem Beschauer mit Klarheit entgegen. Wie sehr gönnen wir dem ewig in der Irre umhergetriebenen Dichter eine bleibende Stätte, wie er sie hier gefunden; an einem Herzen, das groß fühlt und rein empfindet. Jetzt erst wird er seinem guten Genius anvertraut, jetzt seine Poesie, Grazie, Schönheit und Wahrheit ihm nahe treten, ohne zu fürchten, von der dämonischen Maske wilder und zerstörender Leidenschaften hinweggescheucht zu werden.

Er sagt an einer andern Stelle: „In diesem

Sommer (1778) schrieb ich einige Liebesverse, theils um meine Dame zu preisen, theils um die große Beängstigung auszulassen, in der ich wegen ihrer häuslichen Verhältnisse manche Stunde zubringen mußte. Meine Gedichte auf sie beginnen mit dem Sonette, welches anfängt:

Negri, vivaci, in dulce fuoco ardenti.

„Alle verliebten Verse, welche diesen folgen, beziehen sich auf sie und gehören ihr, und ihr allein, denn gewiß nie werde ich von einer andern Frau singen. Und mir scheint, sie mögen nun mit mehr oder minder Glück und Zierlichkeit aufgefaßt sein, daß in ihnen am Meisten jener unendliche Affekt durchschimmern müsse, der mich zwang zu schreiben, und den ich mit jedem Tage für sie zunehmen fühlte, und das läßt sich, wie ich glaube, am Meisten an den Versen bemerken, die ich dichtete, wie ich lange von ihr entfernt war."

Fernere Schicksale der interessanten Dame.

Da wir nunmehr die Dame und ihren Begleiter kennen gelernt haben, so wird es an der Zeit sein, sich um ihre ferneren Schicksale zu kümmern. Sie wohnt nicht immerfort in dem Palast Gianfigliazzi, gegenüber dem Gebirge von Carrara, wir wollen sie auf ihren Ausflügen und Unternehmungen begleiten.

Zuerst sehen wir sie mit Mr. Gehegan und der Gräfin Orlandini auf dem Wege nach dem Kloster Bianchetti, dessen Nonnen besonders in dem Rufe geschickter Künstlerinnen stehen. Die Damen wollen das Kloster sehen; sie werden eingelassen, doch sogleich hinter ihnen schließt sich die Thür. Der Graf und Herr Gehegan sind ausgeschlossen. Der Graf will durchaus hinein, es ist keine Möglichkeit! Er zürnt und droht

endlich, Lärm zu machen; da erscheint die Aebtissin des Klosters: Herr, Herr, erwidert sie auf die Fragen des Grafen, man kommt auf diese Weise hier nicht herein. Aber wo ist meine Frau? Ich will sie wiederhaben, sagt der Graf. Ihre Frau Gemahlin, tönt die Antwort, befindet sich in unserem Schutz, wird von der Frau Großherzogin protegirt und bleibt für's Erste hier. Das ist der Teufel! zürnt der Graf, ich werde sie mir holen und sollte ich Ihr Kloster in Brand stecken! Die Aebtissin verläßt den Wüthenden, der umsonst wehrt, man öffnet ihm nicht und läßt ihn auch seine Gemahlin nicht sehen. Er muß sich endlich beschämt zurückziehen; indem er fortgeht, schwört er dem Kloster Rache.

Wir wollen nun hinzufügen, was Alfieri selbst über dieses auffallende Ereigniß sagt. „Es sei mir genug, zu sagen, daß ich eine Dame von der Tyrannei jenes unvernünftigen und stets trunkenen Gebieters befreite, ohne daß im Allergeringsten ihre Ehre gekränkt oder der Anstand auch im Entferntesten verletzt worden wäre. Ein Jeder, der die besonderen Umstände der höchst drückenden Gefangenschaft, in welcher sie langsam hinstarb, gewußt und in der Nähe gesehen hat, wird der Meinung sein, daß es nicht leicht war,

sich gehörig zu benehmen, und die Sache, wie es geschah, zu einem guten Ende zu führen. Zuerst ging sie in ein Kloster in Florenz. Ihr Gemahl selbst führte sie dahin, unter dem Schein, den Ort zu sehen, und mußte sie dann zu seiner nicht geringen Befremdung auf den Befehl und die Veranstaltung des damaligen Machthabers in Florenz daselbst zurücklassen. Nach einigen Tagen wurde sie von ihrem Schwager nach Rom berufen, wo derselbe wohnte, und hier zog sie sich in ein anderes Kloster zurück. Die Ursachen dieses Bruches zwischen ihr und ihrem Gemahl waren so vielfach und so offenbar, daß die Trennung allgemein gebilligt wurde.

„Nachdem sie gegen Ende des December nach Rom abgereist war, blieb ich wie eine verlassene Waise in Florenz zurück; und jetzt überzeugte ich mich deutlich im Innersten meiner Seele und meines Herzens, daß ich ohne sie nur ein halber Mensch sei, denn ich fand mich zu jeder Thätigkeit und jedem Werke der Kunst schlechterdings unfähig, und war weder um den glühend gewünschten Ruhm, noch um mich selbst im Geringsten bekümmert. Ich hatte also in dieser Sache so eifrig gearbeitet zu ihrem Vortheil und zu meinem Verderben, denn nie konnte mich ein größeres

Unglück treffen, als sie nicht mehr zu sehen. Schicklicher Weise durfte ich ihr nicht so bald nach Rom folgen; auf der andern Seite war es mir nicht möglich, lange in Florenz zu bleiben. Ich blieb noch den ganzen Januar da, und diese Wochen schienen mir Jahre; ich konnte keine Arbeit, keine Lektüre, noch sonst Etwas fortsetzen, ich ergriff daher den Ausweg, nach Neapel zu gehen, und ich wählte, wie man leicht sieht, Neapel, weil der Weg dahin über Rom ging. — Ich kam an, ich sah sie, o Gott! mir bricht noch das Herz, wenn ich daran denke; ich sah sie gefangen hinter einem Gitter, zwar minder mißhandelt als in Florenz, aber ich sah sie aus anderen Gründen nicht minder unglücklich. Mit einem Worte, wir waren getrennt, und wer konnte wissen, auf wie lange wir es sein würden? Aber ich frohlockte unter Thränen, daß sie wenigstens nach und nach ihre Gesundheit wieder erlangen könnte, und als ich bedachte, daß sie doch eine freiere Luft einathmen, ruhig ihren Schlaf hinschlummern, nicht stets zittern vor dem unzertrennlichen lauten, zornigen Schelten ihres trunkenen Gemahls, kurz, daß sie leben dürfe; schienen mir alsdann die schrecklichen Tage der Entfernung, denen ich mich zu unterwerfen gezwungen war, minder grausam und

minder lang. Wenige Tage nur hielt ich mich in Rom auf, und in diesen bewog mich die Liebe zu unendlichen Gunstbewerbungen und Kunstgriffen, die ich nicht um die Herrschaft der Welt in's Werk gesetzt haben würde; Gunstbewerbungen, die ich zu unternehmen heftig verweigerte, als ich auf der Schwelle des Tempels des Ruhmes erschien, und wiewohl ich ungewiß war, ob ich Zutritt erlangen würde, doch niemals Diejenigen durch Schmeicheleien oder Opfer gewinnnen wollte, die ihn bewachen oder zu bewachen vermeinen. Ich fügte mich, Visiten, ja den Hof ihrem Schwager zu machen, von dem allein noch ihre künftige völlige Freiheit abhing. Ich will mich nicht über die Person dieser beiden Brüder verbreiten, sie waren damals allgemein bekannt; und wenngleich die Zeit sie in gänzliche Vergessenheit begraben haben mag, so erwarte man nicht von mir, daß ich sie daraus hervorziehe, denn loben kann ich sie nicht und tadeln will ich sie nicht. Der Umstand jedoch, daß ich meinen Stolz vor ihnen demüthigte, kann für einen hinreichenden Beweis meiner Liebe gelten.

„Die Angelegenheiten meiner Dame wurden unterdeß etwas leichter; gegen Ende des März hatte sie vom Papst die Erlaubniß erhalten, das

Kloster zu verlassen und, gleichsam stillschweigend von ihrem Manne getrennt, sich in einer Wohnung aufhalten zu dürfen, welche ihr ihr Schwager in seinem Palaste in der Stadt überließ. Ich hätte nach Rom zurückkehren mögen, und fühlte doch vollkommen wohl, daß dies nicht ging. Die Kämpfe, die ein zartes, ehrliebendes Herz zwischen Liebe und Pflicht erfährt, sind die fürchterlichsten und tödtendsten Gefühle, die ein Mensch jemals bestehen kann. Ich zögerte den ganzen April, und auch den Mai hatte ich mir vorgenommen so hinzuschleppen, aber den zwölften war ich, ohne es zu wissen, in Rom. Kaum war ich angekommen, als ich, von der Nothwendigkeit und Liebe unterrichtet und angefeuert, den schon begonnenen Lauf höfischer Bewerbungen und Gewandtheiten fortsetzte und vollendete, um nur dieselbe Stadt, wie die Geliebte, bewohnen und die Theure daselbst sehen zu können. So war ich denn nach vielen Schwärmereien, Bemühungen und Anstrengungen, mich frei zu machen, auf einmal in einen Visiten abstattenden, Ehrfurcht bezeigenden, die Straßen Roms durchmessenden Menschen verwandelt, als wäre ich ein Candidat, der eine Beförderung zur Prälatur nachsuchte. Alles that ich, in Alles fügte ich mich und blieb in

Rom, geduldet von jenen Gewaltigen, und selbst von den Geistlichen begünstigt, die bei den Angelegenheiten meiner Dame die Hand im Spiele hatten oder sich einmischten. Aber gut für sie war es, daß sie von ihrem Schwager und seinem elenden Anhang nur in den Dingen der bloßen Convenienz, keineswegs in ihrer Subsistenz abhing, die sie im Ueberfluß und auf eine ehrenvolle und vor der Hand sichere Weise wo andersher hatte."

Bei diesen betrübenden Vorfällen ist allerdings Einiges noch besonders herauszustellen. Die Art, wie der arme Ehemann um den Besitz seiner Gattin gleichsam, oder vielmehr nicht gleichsam, sondern ganz offenbar betrogen wurde, hatte etwas, das Gefühl tief Verletzendes, mag man immerhin anführen, daß es kaum ein anderes Mittel gab, die unglückliche Frau in Freiheit zu setzen. Der Besuch im Kloster, dann die Entführungsweise nach Rom, und dabei alle jenen Anstalten, die von einer Perfidie und Geschicklichkeit zeugen, die einem italienischen Bravo Ehre machen würden, werfen kein günstiges Licht auf die Verbündeten und lassen Karl Eduard, der sonst unbedingt die öffentliche Stimme gegen sich hat, verzeihlich erscheinen, wenn er sich über Verrath und niedere

Treulosigkeit beklagt, denn er hatte Alfieri gastfreundlich und vertrauend in sein Haus aufnommen. Im Uebrigen können wir jedoch dem Verfasser der römischen Briefe nicht beipflichten, wenn er meint, der Dichter habe sich der unehrerbietigsten Ausdrücke und des lautesten Tadels gegen den Mann seiner Dame bedient. Die obige Stelle zeigt, wie Alfieri mit Maß und Schonung über ihn spricht. „Da ich ihn nicht loben kann und ihn nicht tadeln mag, so will ich über ihn schweigen," sagt er, und diese Aeußerung ist mild und rücksichtsvoll, wie man sie in solchen Verhältnissen nur immer verlangen kann.

In Rom lebten die Liebenden nun vereint, wie es scheint, auf eine freie, ungezwungene Weise. Die Gräfin lebte im Palaste des Cardinals, ihres Schwagers; Alfieri, der die Villa Strozzi zu seinem Wohnorte gewählt hatte, besuchte sie täglich, und in einem Kreise von Freunden und Gleichgesinnten wurden einige Tragödien des Dichters aufgeführt, namentlich seine Antigone. Später jedoch brachen Klatschereien aller Art aus, und Alfieri mußte Rom verlassen. Auch die Gräfin schied 1784 aus dieser Stadt, und erst nach sechsmonatlicher Trennung sahen sich Beide in Colmar im Elsaß wieder.

Mittlerweile war der Graf Albani 1783 heftig erkrankt, jedoch wieder genesen; allein seine völlig zu Grunde gerichtete Gesundheit ließ keine lange Lebensdauer mehr hoffen. Im Jahre 1785 begab er sich zu seinem Bruder nach Rom. Hier hatte er eine natürliche Tochter bei sich, die er Gräfin Albani nannte und welche die Frucht einer Verbindung mit einer Engländerin, Miß Walkingshaw, war. Sein Tod fällt in's Jahr 1788, er wurde 68 Jahre alt und starb in Rom. In der Kirche zu Frascati ward er zur Ruhe gebracht. Eine pomphafte Inschrift und die vereinigten Kronen der drei Königreiche zieren die Stätte, wo man ihn hinbettete, diesen Unglücklichen, dessen Unglück nicht einmal mehr Interesse einzuflößen im Stande war, so weit weg war die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen von ihm und seinem Geschlechte abgelenkt.

Unsere schöne Gräfin, denn schön war sie noch und blieb es auch, wenn wir dem von Fabre gemalten Bilde in Florenz Glauben schenken wollen, bis in ihr spätestes Alter, war nun frei und konnte jetzt ihrer Neigung folgen. Diese trieb sie, den Mann ihrer Wahl nicht länger der grausamen Prüfung auszusetzen, seine Tage in Einsamkeit und getrennt von ihr hinzubringen. Im Jahre 1778, also schon vor dem Ableben des

Grafen, befand sie sich in Paris, Alfieri begab sich ebenfalls dahin. Nach dem Tode des Grafen lebten Beide, nicht mehr getrennt, in einem Hause, und Jedermann sah die Ehe für geschlossen an, obgleich öffentlich keine Bekanntmachung hierüber in's Publikum gelangte. Ueber die Einwirkung des Todes ihres Gemahls auf die Gräfin sagt Alfieri: „Wiewohl dieser Tod wegen der wiederholten Zufälle, die seit mehreren Monaten ihn betroffen hatten, schon seit geraumer Zeit vorherzusehen war, und wiewohl die Wittwe dadurch völlig unabhängig wurde, und sie in ihrem Gemahl keinen Freund verloren hatte, so war ich bei dem Allen zu meinem Erstaunen Augenzeuge von einem gewiß nicht verstellten, noch vergrößerten Schmerz, der ihre Seele tief durchdrungen hatte, denn keine Verstellung kam je in dieses reine, unvergleichliche Gemüth. Und zuverlässig hätte ihr Gemahl, unerachtet der großen Ungleichheit der Jahre, in ihr die beste Gefährtin, und wenn auch nicht ein liebendes Weib, doch eine Freundin gefunden, wenn er sie nicht unaufhörlich durch sein rauhes, grobes und trunkenes Benehmen erbittert hätte. Ich war dieses Zeugniß der reinen Wahrheit schuldig."

Bei dem Beginn der Unruhen in Paris

machten die Gräfin und Alfieri Pläne, die Stadt zu verlassen; sie schwankten jedoch so lange, wohin sie sich wenden sollten, daß der ausbrechende Sturm sie immer noch am Platze fand und sie nunmehr ihre Flucht nur mit großer Gefahr veranstalten konnten. Die Beschreibung dieser Abreise ist mit so lebhaften Farben und so lebendig gemalt, daß wir uns nicht versagen können, hier einen kleinen Auszug zu geben. „Am Sonntage, den 18. nach Mittag, reisten wir ab. Kaum waren wir an die Barrière Blanche gekommen, welche für uns der nächstliegende Ausweg war, um auf dem Wege von St. Denis nach Calais zu gehen, wohin wir uns aufmachten, um auf das Schnellste aus diesem unseligen Lande zu kommen, als wir daselbst drei oder vier einzelne Soldaten von der Nationalgarde fanden, mit einem Offizier, der, nachdem er unsere Pässe gesehen, sich entschloß, uns das Gitter dieses ungeheuren Gefängnisses zu öffnen und uns unseres Weges ziehen zu lassen. Aber neben der Barrière war eine Kneipe, aus welcher sich auf einmal einige Dreißig von jenen Henkern des Pöbels hervorstürzten, nackt, betrunken und rasend. Diese, sobald sie zwei Kutschen sahen, beschwert mit Koffern und Mantelsäcken und einem Gefolge von zwei weiblichen und drei männlichen Bedienten, er-

hoben ein Geschrei, daß alle Reichen aus Paris entfliehen, alle ihre Schätze mitnehmen und sie in Elend und im Weh zurücklassen wollten. Darauf begann ein Zank zwischen den wenigen und armseligen Garden und jenen vielen und schändlichen Bösewichtern, da jene uns herauslassen, diese uns zurückhalten wollten. Ich sprang aus dem Wagen mitten unter den Schwarm, alle sieben Pässe in der Hand, und zankte und schrie und tobte noch ärger als sie, wodurch man immer mit den Franzosen fertig wird. Sie lasen Einer nach dem Andern die Beschreibungen unserer Personen, und ließen sie sich vorlesen von Denen, die da lesen konnten. Zornig und wüthend nahm ich, ohne in diesem Augenblick die entsetzliche Gefahr zu kennen, in der wir schwebten, wohl drei Mal meinen Paß in die Hand und schrie mit lauter Stimme: Da seht! hört, Alfieri ist mein Name; ein Italiener, kein Franzose, groß, hager, blaß, rothes Haar! Bin ich das? Seht mich an, der Paß ist mein! Wir haben ihn auf gesetzmäßige Weise von Dem erhalten, der ihn ertheilen kann! Wir wollen zum Thore hinaus, und bei Gott, wir werden hinaus kommen! Länger als eine halbe Stunde dauerte dieser Auftritt auf der Gasse, ich zeigte richtige Fassung, und das rettete uns. Es

hatten sich indessen mehrere Menschen um die Kutschen versammelt und Viele schrieen: Wir wollen die Wagen verbrennen; Andere: Wir wollen sie mit Steinen werfen; Andere: Sie fliehen, es sind Adelige und Reiche, wir wollen sie zurückführen auf's Stadthaus, damit Gericht über sie gehalten werde. Doch kurz, die schwache Hülfe der vier Nationalgarden, die auch Etwas für uns sagten, und mein wildes Toben und Schreien mit einer wahren Ausruferstimme, und mehr als Alles die halbe Stunde und darüber, in welcher die Affentiger des Zankens müde geworden waren, erschlaffte ihre Zudringlichkeit. Die Wache gab mir einen Wink, in den Wagen zu steigen, in welchem ich meine Dame gelassen hatte, man kann denken, in welchem Zustande; ich stieg daher ein und die Postillone setzten sich zu Pferde, man öffnete den Schlagbaum, und in vollem Jagen ging's hinaus, verfolgt von den Schimpfreden, Schmähungen und Verwünschungen dieses Gesindels. Nachdem wir dieser Hölle entgangen waren, kamen wir in zwei und einem halben Tage nach Calais, während welcher Zeit wir wohl vierzig Male unsere Pässe vorzeigten. Wir erfuhren nachher, daß wir die ersten Fremden waren, die nach der Katastrophe des zehnten August aus Paris

und aus dem Lande gingen. Auch sagte man uns, daß am 20. August, den ich glücklicherweise um zwei Tage anticipirt hatte, dieselbe Section, die uns die Pässe gegeben hatte, in pleno gekommen sei, um die Dame zu verhaften und in's Gefängniß zu führen. Man beschuldigte sie, weil sie adelig, reich und untadelhaft war. Mir, da ich immer weniger gegolten als sie, erwies man diese Ehre nicht. Da sie uns nicht fanden, hatten sie unsere Pferde, Möbeln, Bücher und Alles confiscirt, dann unsere Einkünfte sequestrirt und uns Beide für Emigranten erklärt."

Die Fliehenden begaben sich zuerst nach Brüssel, von dort im Herbste durch das südliche Deutschland über die Alpen nach Toscana. Am Lugarno zu Florenz erkaufte der Dichter eines der Häuser der Familie Gianfigliazzi, als eine schöne Aussicht auf die Bosketts des unteren Flußufers und auf die Marmorberge Seravazza's und Carrara's gerichtet. Hier wohnte er und die Wittwe Karl Eduard's bis an ihr Lebensende, und hier haben wir sie gleich bei Beginn unserer Erzählung getroffen.

Die englische Familie, die wir geschildert, war nicht die einzige von den Fremden, die Einlaß begehrten; es fanden sich noch mehrere andere,

die alle kamen, um die interessante Wittwe ihres Königs zu sehen, sie wurden jedoch alle zurückgewiesen, dieses eigensinnige Paar hatte sich entschlossen, Niemandem den Eintritt zu sich zu gewähren.

Wir wollen nun auch Einiges über ihre späteren und letzten Lebensjahre berichten.

Als die Franzosen in Florenz erschienen, flüchtete der alternde Dichter, der den Anblick dieser ihm so verhaßten Nation nicht ertragen konnte, aus der Stadt und bewog seine Freundin, mit ihm zu gehen und seine Villa zu beziehen. Sie kamen Beide jedoch bald wieder in die Stadt zurück. Da Beide große Verluste an ihrem Vermögen erlitten hatten, zudem Alfieri's zunehmende Kränklichkeit ihn noch abstoßender und verschlossener gegen die Gesellschaft stimmte, sahen sie fast keine Leute bei sich, und lebten in einer Einsamkeit, die der ähnlich war, in der die Gräfin damals an der Seite ihres Gemahls geschmachtet hatte. Hier war jedoch die treueste Freundschaft, die zärtlichste und bis an's Ende unveränderte Liebe die versüßende Zugabe dieser Einsamkeit.

Im Sommer 1802 erkrankte Alfieri ernstlich, am 14. Mai 1803 beendete er seine Selbstbio-

graphie, und am 8. October desselben Jahres nahm ihn der Tod hinweg. Seine treue Gefährtin, stets besorgt, sein edler Name könne nicht rein und erhaben genug auf die Nachwelt kommen, nahm den Genius Canova's in Anspruch, um die Stätte, wo die irdische Hülle des Freundes ruhte, den kommenden Geschlechtern durch den Pomp und den Glanz der künstlerischen Schöpfung eines gefeierten Meisters bezeichnen zu lassen. Seltsamer Weise hatte beim Ableben Karl Eduard's Canova ebenfalls einen Auftrag erhalten, ein Grabmonument für denselben zu fertigen. Er hatte schon etwa zehn Jahre vor seinem Tode bei Anlaß einer sehr heftigen und dauernden Krankheit sich selbst eine Grabschrift und auch eine für seine Dame gesetzt. Diese selbstgewählte Schrift nahm man nun jetzt nicht, statt ihrer eine von der Dame angegebene.

Wie schon gesagt, malte François-Xavier Fabre aus Montpellier das Bild der Gräfin und Alfieri's. Beider Bildnisse sind in der Gallerie der Uffizien, in demselben Saale, wo die französische Schule aufgestellt ist. Wir entsinnen uns eines Bildes der Prinzessin Stolberg, das wir in einem Zimmer des Palastes zu Wernigerode gesehen zu haben uns erinnern, das aber nicht mehr daselbst

zu finden ist. Sie muß von einer seltenen Schönheit und Anmuth gewesen sein; aus dem Charakterbilde, das wir so eben von ihr entworfen, geht hervor, daß die Schönheit ihrer Seele noch die des Körpers überragt habe. Eine interessante Frau war sie jedenfalls, vollkommen des Ruhms, den sie bei ihren Zeitgenossen genoß, würdig, und diesen Ruhm wird ihr auch die Nachwelt spenden.

Sie lebte, da der Genosse ihrer schönsten Jahre von ihr genommen war, in einem kleinen Kreise auserwählter Freunde in Florenz. Der Andrang, sie zu sehen, die Wittwe eines Königsenkels, die Geliebte eines Dichters, war groß, doch nur Wenigen öffneten sich ihre Gemächer. Lady Morgan, unverschämt und zudringlich wie immer, stets in brüsker Ungenirtheit in jedes Asyl ihre klatschhafte Feder tragend, durchbrach auch die Schranken, die eine einsame Frau in ihrem stillen Schmerz um einen geliebten Todten um sich gezogen, und die vagabondirend=gelehrte Dame hatte die Grausamkeit, ein Witzwort in diesen Räumen, in denen der Athem trüber und großer Geschicke geweht hatte, ertönen zu lassen. Sie nannte die Gräfin „grande reine“ und zwar dies in Beziehung auf den damals gerade stattfindenden Tod Georg’s III. Man konnte

nicht boshafter über die vereitelten Hoffnungen der Stuarts und zugleich auf die Familie Stolberg anspielen, wenn diese solche gehegt hatten.

Die Gräfin Albani starb in Florenz in einem Alter von 72 Jahren am 29. Januar 1824. Der Freund des Hauses, jener vielerwähnte Künstler, Herr Fabre, errichtete ihr Denkmal in der Sakramentskapelle zu Sta. Croce. Die Wappen Großbritanniens und Frankreichs sind darauf angebracht. Die Inschrift ist dieselbe, die Alfieri entworfen hatte, nur hat man die Zeile weggelassen, die von seiner Liebe Zeugniß giebt, sie lautet:

Hic sita est
Aloysia e principibus Stolbergiis
Albani Comitessa
Genere forma moribus
Incomparabili animi candore
Praeclarissima
Hannoniae Montibus nata
V. a. LXXII m. IV. d. IX
Ob. Florentiae d. XXIX m. Januarii
A. D. MDCCCXXIV
Grati animi et devotae reverentiae
Monumentum.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Möllhausen, Balduin, Reisen in die Felsengebirge Nord-Amerikas bis zum Hochplateau von Neu-Mexico. Mit 12 vom Verf. aufgenommenen Landschaften und Abbildungen in Farbendruck. 2 starke Bde. Lex.-8. broch. 6 Thlr. 24 Ngr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Ngr.

Neigebaur, J. F., Die Südslaven und deren Länder in Beziehung auf Geschichte, Cultur und Verfassung. gr. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Opitz, Theodor, Nikolaus Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters nach seinen Werken. 8. broch. 8 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Professor, Flora im Winterkleide. Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und einem Titelbilde in Tondruck, gezeichnet von C. Merkel. Zweite Auflage. 8. In Umschlag cartonnirt. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Roßmäßler, E. A., Mikroskopische Blicke in den innern Bau und das Leben der Gewächse. Mit 15 lithographirten, größtentheils color. Tafeln und eingedruckten Holzschnitten. Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur. Erster Band. 8. broch. 27 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Die Versteinerungen, deren Beschaffenheit, Entstehungsweise und Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte des Erdkörpers, mit Hervorhebung von Repräsentanten der geologischen Epochen. Mit 7 lithogr. Tafeln und eingedruckten Holzschnitten. Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur. Zweiter Band. 8. broch. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Roßmäßler, E. A., Reiseerinnerungen aus Spanien. Mit Landschaften in Tondruck und Abbildungen in Holzschnitt, nebst einer Karte. Zweite unveränderte Auflage. Zwei Bände. 8. broch. 2⅚ Thlr.

Schmid, Dr. G. B., Historisches Taschenbuch oder chronologische Uebersicht der Welt- und Culturgeschichte. Zweite vermehrte Aufl. 8. broch. 6 Ngr.

Sigismund, Carl, Natur und Landbau im innigen Zusammenhange. Praktische Winke für den deutschen Landwirth. Mit einem Vorwort von E. A. Roßmäßler. Zweite Auflage. 8. broch. 16 Ngr.

Souvestre, Emile, Der Philosoph in der Dachstube. Tagebuch eines Glücklichen. Deutsch von Dr. A. Diezmann. Von der Akademie der Wissenschaften zu Paris gekrönte Preisschrift. Dritte Auflage. Ausgewählte Schriften. Erster Band. 8. broch. 15 Ngr.

Souvestre, Emile, Aus dem Leben eines Handwerkers. Deutsch von P. H. Sillig. Zweite Auflage. Ausgewählte Schriften. Zweiter Band. 8. broch. 15 Ngr.

Verena, Sophie, Ein Sohn des Südens. 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Wallace, Sigismund, Licht- und Schattenbilder aus Asien, Afrika und Europa. Zweite Auflage. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Die

Alpen in Natur- und Lebensbildern.

Dargestellt von

H. A. Berlepsch.

Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck

nach Originalzeichnungen von

Emil Rittmeyer.

Pracht-Ausgabe. Lex.-Oct. 1 starker Band. eleg. broch. 3 Thlr. 26 Sgr. Eleg. geb. 4 Thlr. 10 Sgr. Goldschnittband 4 Thlr. 20 Sgr.

Wohlfeile Volks-Ausgabe mit 16 Illustrationen ohne Tondruck. Oct. broch. 1 Thlr. 20 Sgr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Sgr.

Vorstehendes Werk hat bei den Gebildeten aller Stände in Deutschland, wie in England und Frankreich, eine so überaus günstige Aufnahme und in der periodischen Presse eine so einmüthig anerkennende Beurtheilung gefunden, daß die Verlagshandlung schon jetzt zur Besorgung einer zweiten wohlfeilen Volks-Ausgabe schreiten mußte. Sie giebt nachstehend aus der großen Summe der in deutschen Zeitschriften erschienenen Kritiken einige Auszüge zu gefälliger Notiz Derjenigen, welche das Alpenbuch noch nicht kennen. Die englische Ausgabe erschien bei Longman u. Comp. in London, die französische bei H. Georg in Genf.

Urtheile der deutschen Presse in gedrängten Auszügen.

Das Werk soll ein Seitenstück zu Tschudi's Thierleben der Alpenwelt sein und verdient seinen Platz neben diesem Meisterwerke in dem Bücherschrein eines jeden Naturfreundes. Die Schilderungen des Verf. sind außerordentlich lebendig und mit Geschmack und Sachkunde durchgeführt; nur hier und da vielleicht etwas zu schwungvoll, wenigstens für Den, der die zu allen Ueberschwenglichkeiten der Naturbegeisterung hinreißende, unnennbare Pracht der Alpenwelt noch nicht selbst geschaut hat. **Roßmäßler, Aus der Heimath.**